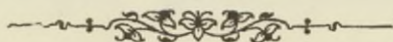
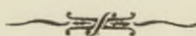


Königliches Gymnasium zu Deutsch-Krone.



Wissenschaftliche Beilage

zum Programm Ostern 1899.



Geschichtsschreiber, Memoiren und Litteratur

zur

Geschichte Friedrich Wilhelms I

von

Gustav Wallat.



Druck von F. Garms in Deutsch-Krone.

1899. Nr. 25.

Geological Observations in British Guiana

1845

Part I. Geology of the Interior

By Robert H. Schomburgk



Printed by W. Clowes and Sons, London

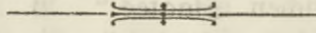
2

London: W. Clowes and Sons, 1845

Price 10s. 6d.

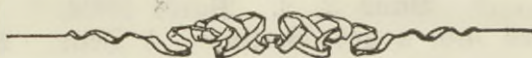
Printed and Published by W. Clowes and Sons, London

Benußte Hülfsmittel.



- Faßmann: „Leben und Thaten des allerdurchlauchtigsten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms“. Hamburg und Berlin. 1735.
- Martinière: „Histoire de la vie et du règne de Frédéric Guillaume, roi de Prusse.“ 2. Tom. à la Haye 1741.
- Benedendorf: „Charakterzüge aus dem Leben Fr. Wilhelms I nebst verschiedenen Anekdoten. 12 Sammlungen. Berlin 1787—98.
- Ch. L. Pöllnitz: „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg.“ 2 Tom. Berl. 1791.
- Ch. L. Pöllnitz: „Nachrichten des Barons C. L. P. enthaltend, was derselbe auf seinen Reisen besonders angemerket“. 3 B. Frankfurt a. M. 1735.
- Morgenstern: „Über Fr. Wilhelm I, ein nachgelassenes Werk vom Hofrat und Professor Morgenstern“. 1793.
- „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Friederike Sophie Wilhelmine, Marktgräfin von Bayreuth.“ 2 Teile. Tübingen. 1810—11.
- „Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith.“ 2 Tom. Brunsw. 1845.
- „Journal secret du Baron Chr. Louis de Seckendorf.“ Tübing. 1811.
- J. M. v. Loen: „Kleine Schriften“. 5 Teile. Frankf. u. Leipzig. 1751—56.
- Frédéric le Grand: „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg.“ Oeuvres de Fr. le Gr. Berlin 1846. Tom. I.
- „Correspondance de Frédéric le Gr. Oeuvres 27. Berl. 1846.
- J. J. Moser: „Lebensgeschichte.“ 3 Teile. Frank. u. Leipz. 1777.
- K. v. Moser: „Patriotisches Archiv.“ B. 3. Frank. u. Leipz. 1785.
- Cogniazo: „Geständnisse eines österreichischen Veterans.“ B. 1. Leip. 1794.
- Th. v. Seckendorf: „Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen v. Seckendorf.“ 4 Teile. Leip. 1792—94.
- Voltaire: „La vie privée du roi de Prusse . . .“ Amsterdam 1785.
- Büsching: „Charakter Friedrichs d. Gr.“ Halle 1788.
- Mirabeau: „De la monarchie prussienne . . .“ Tom. I, II. Londres 1788.
- Thiebault: „Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou Frédéric le Grand . . .“ Band 2, 3. Paris 1804.
- Müller u. Küster: „Altes und neues Berlin.“ 4 Teile. Berl. 1737—69.
- König: „Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin. Vierter Teil. Berlin 1796.
- Pauli: „Allgemeine preußische Staatshistorie.“ B. 8. Halle 1769.
- Buchholz: „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg.“ B. 5. Berlin 1775.
- Gallus: „Geschichte der Mark Brandenburg“. B. 5. Züllichau 1803.
- Lamberty: „Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Tom. 8. à la Haye. 1730.
- Flügel: „Geschichte der Hofnarren.“ Leipz. 1789.
- W. v. Dohm: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit.“ 5 Bände. Lemgo u. Hannover. 1814—19.
- Cramer: „Zur Geschichte Fr. Wilhelms I u. Friedr. d. Gr.“ Hamb. 1829.
- Förster: „Fr. Wilhelm I“ 3 Bände nebst Urkundenbuch.
- Rödenbeck: „Beiträge zur Lebensbeschreibung Fr. Wilhelms I und Friedrichs II.“ Berl. 1836.
- Breuß: „Friedrich der Große.“ Berlin 1832. 4 Bände.
- „ „Friedrich der Große als Schriftsteller.“ Berl. 1837.

- Macaulay: „Friedrich der Große.“ Halle 1857.
Boretius: „Friedrich der Große in seinen Schriften.“ Berl. 1871.
Posner: „Zur litterarischen Thätigkeit Friedrichs d. Gr.“ Berl. 1878.
Carlyle: „Geschichte Friedrichs II v. Preußen.“ Deutsch v. Neuberg. B. 1—3.
Berl. 1858.
Horn: „Friedrich der Dritte (v. Preußen).“ Berl. 1816.
Pölig: „Geschichte der preussischen Monarchie.“ Leipz. 1818.
Stenzel: „Geschichte des preussischen Staates.“ B. 3. Hamb. 1841.
Eberly: „Geschichte des preussischen Staates.“ B. 2. Bresl. 1867.
Drohsen: „Geschichte der preussischen Politik.“ Teil 4. Leip. 1869.
L. v. Ranke: „Zwölf Bücher preussischer Geschichte.“ Leip. 1874.
Cosmar u. Klaproth: „Der Kgl. preussische Staatsrat.“ Berl. 1805.
Barnhagen v. Ense: „Voltaire in Frankfurt a. Main.“ Berliner Kalender 1846.
L. v. Ranke: „Zur Kritik preussischer Memoiren.“ Gesammelte Werke 24.
Perz: „Über die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth.“ Berl. 1851.
J. Pierson: „König Fr. Wilhelm I in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth.“ Dissert. Halle 1890.
Koser: „Umschau auf dem Gebiete der brandenb. preussischen Geschichtsforschung.“ Forschungen zur brand. preuss. Gesch. 1888.
Nikolai: „Über Graben zum Stein u. über Morgenstern.“ Neue Berl. Monatschrift 1807.
J. v. Hormayr: „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit.“ B. 1. Wien 1817.
Schlosser: „Geschichte des 18. Jahrhunderts.“ Heidelberg 1823.
F. v. Raumer: „Beiträge zur neuen Geschichte.“ Teil III. Leip. 1839.
Thiers: „Histoire du consulat et de l'empire.“ B. 20. Leip. 1862.
Häußer: „Deutsche Geschichte vom Tode Fr. d. Gr.“ B. 1. Berlin 1869.
„Gesammelte Schriften.“ 2 Bände. Berlin 1869.
Roscher: „National-Oekonomik.“ München 1874.
Klette: „Die Quellschriften zur Geschichte des preuss. Staates.“ Berl. 1858.
„Urkunden-Repertorium.“ Berlin 1861.
Christophori Saxi: „Onomasticon literarium“ 1785.
Jöcher: „Allgemeines Gelehrten-Lexikon.“ 1750.
„Biographie universelle, ancienne et moderne.“ Paris 1820.
Die litterarischen und lexikalen Handbücher von: Strodtmann, Weidlich, Lawätz, Bouginé, Hamberger, Hirsching, Meusel, Ersch.



Die vorliegende Arbeit hat den Zweck, ein Gesamtbild über die Quellschriftsteller Fr. Wilhelms I zu geben; neu habe ich meines Wissens besprochen: Beneckendorf, Morgenstern, Seckendorf, Thiébault; der Anhang enthält eine kurze Übersicht über die einschlägige Litteratur. Ich bemerke noch, daß ich in vielen Punkten hätte ausführlicher sein können, daß der gebotene Raum aber mich auf das Notdürftigste einschränkte.

Der große Kurfürst pflanzte in seinen zersplitterten Territorien die ersten Keime staatlicher Gewalt, er bahnte die Mittel und Wege an, sie zu einem ganzen Staatswesen zu verschmelzen. Sein Sohn und Nachfolger fügte den Glanz der Königskrone hinzu. Aber den wirklich einheitlichen Staat schuf erst sein Enkel Fr. Wilhelm I durch die Organisation des Heerwesens und der Verwaltung. Dieser erst gab dem Staate den festen Knochenbau, das scharfe und klare Gepräge, das in seinen Grundzügen noch heute erkennbar ist. Dabei handelte er sehr oft in harter, leidenschaftlicher Weise, aber immer in der ehrlichsten und treuesten Überzeugung, den Blick auf das Gesamtwohl gerichtet. Er war im höchsten Grade erfüllt von seinem unbedingten königlichen Rechte: „Ich stabiliere, schrieb er einst an die Junker von Ostpreußen, die souveraineté wie einen rocher de bronze.“ „Räsonnier er nicht“, „Wir sind doch Herr und König und können thun, was wir wollen“, mit solchen und ähnlichen Worten schnitt er ohne weiteres alle Einwände und Gegenvorstellungen ab. Aber die schroffe Außenseite trat zurück vor dem Kerne seines Strebens; nie leiteten ihn persönliche Motive, sondern einzig und allein das strengste Pflichtgefühl und die feste Überzeugung, dereinst für sein Thun Rechenschaft ablegen zu müssen. — In den meisten anderen deutschen Landen herrschte der Despotismus in ebenso rauher Form, aber es fehlte ihm, was hier allenthalben hervortrat, der sittliche Hintergrund eines großen, auf das Wohl der Gesamtheit gerichteten Staatszweckes.

Fr. Wilhelm hielt sich für den ersten Diener des Staates und glaubte daher auch die größte Arbeitslast auf sich nehmen zu müssen. Räte und Minister halfen ihm nur, er war der Kern, von dem alles aus- und auf den alles zurückging. Fast in allen Angelegenheiten ließ er sich die Akten vorlegen und schrieb kurz seinen Bescheid an den Rand. Im Sommer beginnt diese Thätigkeit schon um 5 Uhr, bei großen Mustern um drei; unaufhörlich hält er Beratungen, erteilt er Audienzen, mustert er die Truppen; Tag für Tag dieselbe regelmäßige Thätigkeit; unaufhörlich schwebt ihm der Zustand seiner Kammern und

Domänen vor Augen; er erscheint unerwartet in den Provinzen, inspiziert Regimenter, Zeughäuser, Domänen, revidiert Behörden und Kassen und wehe dem Schuldigen, weder Rang noch Herkommen schützten ihn vor der härtesten Strafe. „Der König“, schreibt der österreichische Gesandte Seckendorf an den Prinzen Eugen, „kann unmöglich in die Länge auf die Art leben, maßen der Herr vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, in continuirlichem Mouvement ist, bei sehr früher Tagesstunde das Gemüt mit differenten Materien, Resolutionen und Arbeiten angreift, hernach den ganzen Tag mit Reiten, Fahren, Gehen und Stehen sich unglaublich fatiguiret.“ — Aber nach seinem Beispiele sollten sich alle richten, seine eigene Familie, Minister, Räte, Unterthanen, sie sollten alle ihre Pflicht thun, ihre „verdammte Pflicht und Schuldigkeit“..... ihm „keinen Wind und blauen Dunst“ vormachen. Es steht das Faktum fest, daß Preußen beim Tode dieses Königs alle Staaten Deutschlands, ja die meisten Europas in der Vortrefflichkeit seines Kriegsheeres, Ordnung der Finanzen und Solidität der Verwaltung übertraf. Im Geschäftsgange herrschte eine nie wieder erreichte Pünktlichkeit, die Steuerverhältnisse waren geordnet, blühende Kolonien geschaffen, das städtische Gemeindewesen reguliert, Industrie und Verkehr gehoben, der Ackerbau gefördert, in der Justiz das allgemeine Landrecht in Angriff genommen, die Sitten der Bevölkerung durch das Beispiel der königlichen Familie und durch strenge Verordnungen verbessert. „Unter den Bürgern (König 4, 2, 225) herrschte Mäßigkeit und Frugalität; die Vergnügungen des Volkes waren sehr einfach; es kannte nicht Concerte, Bälle und öffentliche Feste; man ergötzte sich mehr an der einfachen Natur und war mit einer mäßigen Leibesbewegung und einer Erholung im Zirkel seiner Freunde und Verwandten zufrieden; der Luxus bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen hörte auf; keine prächtigen Gastmähler und Schmausereien mehr.“

Was heutigen Tages gegen ein solches Regiment zu sagen ist, liegt auf der Hand. „Für die bürgerliche Freiheit, wie sie das Volk in England, Holland, in den deutschen Reichsstädten hatte, für die stolze politische Freiheit, deren sich der polnische und schwedische Adel, die Nobilität in England rühmte, gab es in diesem militärisch=monarchischen Preußen keine Stelle.“

Die große Menge seiner Zeitgenossen hat Fr. Wilhelm falsch beurteilt. In diesem verschwenderischen und genußsüchtigen Zeitalter galt seine unerbittliche Strenge als Grausamkeit, seine Sparsamkeit als Geiz, sein Sinn für Ordnung als Pedanterie. Seine geringe Achtung vor der Wissenschaft erbitterte viele aufgeklärte Köpfe; an den Höfen bespöttelte man seine Sonderbarkeiten, sein kerndeutsches Wesen, und bemerkte man es sehr übel, daß er in seiner Einfachheit und Geradheit von den geziemenden und üblichen höfischen, meist französischen Sitten, gründlich abzuweichen sich erlaubte. Große Erbitterung erzeugte in den weitesten Kreisen seine Liebhaberei für lang- und schöngewachsene Soldaten, die häufig mit Gewalt durch die Werber für den preußischen Dienst gepreßt wurden.

Man hat (Guzkow) in neuerer Zeit seine Regierung auch mit der Formel „Zopf und Schwert“ bezeichnet. Man könnte besser sagen, bemerkt hierzu Roscher (Nat.-Ökon. 360) „Schwert und Kasse“ nur mit dem Zusatz, daß die Führung des Schwertes eine friedliche, die der Kasse eine landesväterliche war. Die neueste Forschung hat festgestellt, daß der Name Fr. Wilhelms neben dem des großen Kurfürsten und des großen Friedrich mit Ehren genannt werden kann.

Aber diese Rechtfertigung ist dem Könige erst nach einem Jahrhundert zu teil geworden. Seine zeitgenössischen Biographen entwerfen von seiner Regierung ein ganz falsches Bild. Die innere Verwaltung, der Schwerpunkt derselben, wird fast garnicht berührt, dagegen werden wir mit einer Flut wahrscheinlicher und unwahrscheinlicher Anekdoten über seinen Charakter und seine Lebensweise geradezu überschüttet; von einer Kritik merkt man — Friedrich der Große ausgenommen — wenig oder nichts; wenn vorhanden, übertreibt sie oder entstellt geradezu absichtlich; so entstand ein Zerrbild des Königs, das bis auf Ranke, Droysen, Schmoller, Roscher... die Geschichtsauffassung beherrscht hat. Gleich nach dem Tode des Königs schöpfte man seine Kenntniss aus Faschmann und aus seinen Abschreibern Martinière und Mauvillon; dann folgten Voltaire, Benedendorf, Morgenstern, Böllnitz; dann verdrängte alle diese und beherrschte die Geschichtsschreibung in verderblicher Weise des Königs eigene Tochter, die Markgräfin von Bayreuth mit ihren Memoiren.

Eine gerechte Würdigung der Königs hätte schon lange stattgefunden, wenn das Staatsarchiv der Wissenschaft zugänglich gewesen wäre. Selbst der große Generalstab konnte dasselbe 1824 zur Geschichte des siebenjährigen Krieges nicht benutzen. (Roscher.) Preuß, der Geschichtsschreiber des großen Friedrich, findet die wichtigsten Altentstücke „versiegelt im Archiv“. Erst Ranke erhielt nach 1840 die Erlaubnis zu umfangreicher Altentbenutzung. Als dann Duncker 1867 und Sybel 1875 an die Spitze der Archivverwaltung traten, wurde die Benutzung allgemeiner. Während aber in Frankreich schon seit 1834 Publikationen aus dem Staatsarchiv stattfanden, erfolgten dieselben bei uns erst seit 1878 und zwar auf Anregung des Fürsten Bismarck. Seitdem wird auch insbesondere die Verwaltung unter Fr. Wilhelm eifrig archivalisch durchforscht.

Ich wende mich jetzt zu den einzelnen Autoren.

David Faschmann.

Siehe über ihn: Jöcher 2, 523. Benedendorf 8, 6. Flögel 235. Bouginé 4, 129. Dohm 5, 465. Nikolai 17, 274. Förster 1, 281. Carlyle a. v. D. Droysen 4, 4, 19. Ranke 24, 50. Klette 2, 217

Er ist ein geborener Sachse, studierte zu Altorf und Halle Theologie, war eine Zeit lang Schreiber in verschiedenen Diensten, machte mit einem jungen Engländer eine Tour durch Europa und lebte dann als Litterat in Leipzig. Bald wurde er allgemein durch seine „Gespräche

aus dem Reiche der Toten“ bekannt, welche in Form von Dialogen zwischen verstorbenen Königen, Staats- und Kriegsmännern Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart besprechen; geschmackloses Geschreibsel, aber dennoch trafen sie gerade den Geschmack des damaligen Publikums und wurden viel gelesen; seine übrigen, meist vielbändigen Werke, übergehe ich.

Schon von Leipzig aus war Faschmann mehrmals vorübergehend in Berlin gewesen; 1726 begab er sich dann auf die Dauer an den preussischen Hof, „wohin ich von des Königs Majestät gerufen“. (233, 843, 725.) Wahrscheinlich stachen ihm die Titel und Gehälter eines Gundling, der vom Könige zum Hofrat, Oberceremonienmeister und Präsidenten der Sozietät der Wissenschaften ernannt worden war, in die Augen. Genug, ob gerufen oder nicht, seit jenem Jahre ist er ständiges Mitglied des Tabackskollegiums wie Gundling, hat die Zeitungen vorzulesen, schwierige Stellen aus der Geschichte und Staatskunde zu erklären, für eine lebhafte Unterhaltung zu sorgen und auch zur Zielscheibe grober Scherze zu dienen, denn dem Könige und seiner Umgebung machte es ein großes Vergnügen, diese beiden verdorbenen Repräsentanten der Gelehrsamkeit an einander zu hezen. Trotz der Gunst, in der Faschmann stand, verließ derselbe — es ist unklar, aus welchem Grunde — 1731 plötzlich insgeheim den Berliner Hof und floh nach Sachsen. Dort ist er auch 1744 gestorben.

Faschmanns hierher gehöriges Werk: „Leben und Thaten des allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms, bis auf gegenwärtige Zeit aufrichtigst beschrieben“ erschien Hamburg und Breslau 1735, ohne Namen des Verfassers und Verlegers. Es fand allgemeinen Beifall und wurde schnell vergriffen. Es war dies ganz natürlich, denn begierig mußte ein Werk, das ausführlich das Privatleben gerade dieses Fürsten behandelte, aufgenommen werden. Der preussische Generalfiskal ließ dasselbe sofort mit Beschlag belegen, doch wurde die völlige Konfiskation vom Könige, nachdem Verfasser und Verleger ermittelt waren, nicht genehmigt.

Das Buch führt die Ereignisse bis in den April des Jahres 1735, doch war der Verfasser bereits Ende 1734 mit dem größten Teile seiner Arbeit (512) fertig. Nach des Königs Tode erschien noch ein zweiter Teil, der aber fast nur Edikte, Patente und Verordnungen enthält. Welche Quellen hat Faschmann benutzt? Er selbst führt mehrere in der Einleitung an. So zunächst die Schrift des halleischen Kanzlers v. Ludewig über die neu eingerichtete Professur in Oekonomie-Polizei- und Kammerfachen, nach Roscher (357) eine der wichtigsten Staatschriften aus dieser Regierung; dann erwähnt er die Staatshistorie Caspar Abels, zwar dürre und trockene, aber grundlegende Annalen; dann den jährlich zu Berlin erscheinenden „Historisch-geographischen Kalender“, die weit verbreitete Monatschrift „Europäische Fama“ und eine von Carlyle sehr gelobte Broschüre. Daneben hat er eine Menge von Zeitungen, namentlich holländischen, wie den *Mercure historique et politique* benutzt.

Dieses Werk Faszmans ist meistens sehr ungünstig beurteilt worden. Von dem Abenteurer Pöllnitz herab bis auf die neuesten Urtheile wird ihm mit wenigen Ausnahmen fast jeder Wert abgesprochen. Pöllitz nennt es einen nach Form und Stoff erbärmlichen Panegyrikus; Nikolai: in Absicht auf Schreibart und Inhalt ganz elend; Eberly: man merke dem Verfasser an, daß er noch beim Schreiben zuweilen den Stock des Königs um seine Ohren sausen höre. Auch Ranke und Droysen fällen ein ungünstiges Urtheil, nehmen freilich aber nur auf die Darstellung der politischen Verhältnisse bezug.

Namentlich sind Form und Stil zu tadeln. Die Sprache ist über alle Maßen schwülstig und ungeschickt; gelehrte Brocken, endlose Reflexionen, fromme Betrachtungen und biblische Citate lassen das Buch ungeheuer anschwellen. Noch abstoßender wirkt die kriechende Schmeichelei und die allerunterthänigste Devotion des Verfassers. Man werde billig mit einem heiligen Schauer überfallen, wenn man sich unterwinden wollte, von dem Leben und den Thaten S. Majestät zu schreiben. Er bringe mit seiner Arbeit ein allerunterthänigstes Dankopfer. Absonderlich werden die Höchsten, Hohen, Allerdurchlauchtigsten und Durchlauchtigsten Personen unterthänigst gebeten, diese mit der tiefsten Ehrfurcht angefangene und vollendete Arbeit mit holden Blicken zu bestrahlen.

So zerfließt der Verfasser auch bei seiner Schilderung des Königs in die tiefste Ehrfurcht; von einem Urtheile ist nirgends die Rede. Wenn er einmal einige Unvollkommenheiten zugestehen muß, so erlaubt er sich höchstens zu sagen: „Ob S. Majestät gleich in dem einen und andern nicht vollkommen reüssiren, noch erzwingen können, daß nicht einiger Mißbrauch aus Ihren guten und gerechten Intentionen erfolget, so ist es dem großen Gott bei der Schöpfung nicht anders ergangen, wo sich die Schlange mit in das Paradies eingeschlichen“. Die gewaltsamen Werbungen sucht er als Regal eines Souverains aus der Bibel nachzuweisen. „Within laden sich diejenigen, die so ungeberdig darüber klagen, schwere Verantwortlichkeit vor Gott auf den Hals.“ „In Summa (974): es ist alles gut, vortrefflich, gerecht, löblich und billig, was aus dem Herzen und der Seele S. preussischen Majestät, als einer recht göttlichen Quelle herfür quillet.“

Trotz aller Mängel aber kann ich jenen völlig negativen Urtheilen über den Wert Faszmans nicht beistimmen. Für die innere Verwaltung zwar ist sein Buch völlig wertlos; da finden sich nur hier und da spärliche Notizen und aus Zeitungen entnommene Edikte. Ebenso wenig ist es für die politische Geschichte brauchbar, denn er hat seine Nachrichten aus meist zweifelhaften Quellen, aus Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern entnommen. Aber ein gewisser Wert des Buches liegt immerhin in der ausführlichen und getreuen Schilderung des Privatlebens des Königs. Einmal gewöhnt an die oben geschilderte Manier Faszmans entrollt sich uns ein anschauliches Gemälde der bewunderungswürdigen Thätigkeit dieses Monarchen, seiner alltäglichen Beschäftigungen und Gewohnheiten. Faszmans war 5 Jahre in der

unmittelbaren Umgebung des Königs und hatte daher die beste Gelegenheit zu hören und sich zu unterrichten. Am richtigsten schätzt ihn Carlyle, wenn er sagt: „Der arme, erloschene Faßmann, man entdeckt zuletzt eine Ader schwacher Genialität in ihm . . . und seine zur Fadedheit vermoderten Bücher haben etliche winzige Samenperlen für den ernsthaften Leser zurückgelassen.“

Ich habe mich bei Faßmann etwas länger aufgehalten, weil, wie wir sehen werden, er thatsächlich die Grundlage für die meisten anderen Biographen geworden ist.

Bald nach dem Tode des Königs erschienen über ihn in Holland zwei französische Werke, von Martinière und Mauvillon.

Antoine Augustin Bruzen de la Martinière.

Nachrichten über ihn sind spärlich und einander widersprechend. Küster 3, 221. Sage 4, 321. Bouginé 4, 462. Hirsching 5, 1, 47. Biographie universelle 27, 319. Rante 24, 44. Droysen 4, 4, 28.

Er ist in der Normandie geboren, studierte zu Paris Geschichte und Geographie, war eine Zeit lang in Diensten des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg und lebte dann als Litterat in kümmerlichen Verhältnissen in Holland, meistens im Haag; hier ist er auch 1746 gestorben. Er erwarb sich einigen Ruf durch seine geographischen Schriften, namentlich durch sein: „Grand dictionnaire géographique et critique.“

Sein Werk über den König: „Histoire de la vie et du règne de Fr. Guillaume, roi de Prusse“ erschien à la Haye 1741 in 2 vol. In der Vorrede nimmt Martinière die Miene streng kritischer Forschung an. Man werde bei ihm nicht finden „des histoires galantes ou des chroniques malignes“, was wohl ohne Zweifel auf Böllnig (Memoiren von 1734 und 37) gemünzt ist, noch möge man sein Werk auf eine Wage werfen „avec certaines compilations de Gazettes et de Mercuries“, ein Seitenhieb auf Faßmann.

Um so größer ist denn unser Erstaunen, wenn wir gleich auf den ersten Blättern Faßmanns Geschichten finden. Anfänglich sind dieselben noch etwas übertüncht, weiterhin aber schreibt Martinière um so ungenierter und wörtlicher ab. Wegen Mangels an Raum setze ich nur eine Stelle hierher:

Faßmann 406.

Am andern Pfingsttage, welches der 29. Mai gewesen, zog sich des Abends zwischen 8 und 9 Uhr ein schweres Gewitter über der Stadt Berlin zusammen, und der Donner schlug zu dreien verschiedenen Malen, ganz geschwinde hintereinander, in den an der Kirche St. Petri neu-erbauten überaus prächtigen Turm..

Martinière II 134.

Mais le 29 du même mois, lundi de la Pentecôte, il se forma un gros orage sur la ville de Berlin. Le tonnerre tomba et frappa à trois coups redoublez et consécutifs la magnifique tour de St. Pierre, qui étoit presque achevée . .

Ich habe die beiden Werke von Anfang bis zu Ende miteinander verglichen und festgestellt, daß Martinière im ganzen 70 Stellen mehr oder minder wörtlich von Faschmann abgeschrieben hat, also fast sein ganzes Werk.

Da Faschmann nur bis zum Jahre 1735 reicht, so fragt sich, wen oder welche Quellen hat Martinière von hier ab benutzt? Ferner, wen hat er da benutzt, wo er dem Faschmann nicht folgt? Droysen hat nachgewiesen, daß Martinière auch die beiden bekannten Publizisten Lamberty und Roussset ausgeschrieben hat und zwar den ersteren bis 1718, den letzteren seit 1725 und für die letzten Jahre des Königs. Ich habe den 8. Quartband der Lamberty'schen Memoiren mit Martinière verglichen und gefunden, daß er zehn Stellen aus jenem entnommen hat.

Martinière, der für seinen Verleger schnell ein Buch über Fr. Wilhelm I liefern sollte, hat dasselbe also folgendermaßen angefertigt. Er machte aus Faschmann einen oft wörtlichen Auszug und verwob dann damit namentlich für die politische Geschichte Stellen aus Lamberty und Roussset, holländische Zeitungsberichte und sonst irgendwo aufgeraffte Notizen. Das Ganze wurde mit vielem Geschicke zusammengearbeitet. Da er weit mehr Geist und Geschmack als Faschmann besitzt, über eine elegante Form verfügt, mit anscheinender Kritik auftritt, so trat dieser gegen ihn zurück. Böllitz urteilt z. B. über ihn: „Mit politischer Umsicht und Berücksichtigung der gleichzeitigen diplomatischen Verhältnisse geschrieben.“

Wir urteilen: Sein Werk ist völlig wertlos.

Gleazar Mauvillon.

Dohm 5, 468. Meusel 8, 547. Biographie univ. 27, 578. Rante 24, 50.
Droysen 4, 4, 25.

Er ist ein Franzose aus der Provence, kam schon jung nach Deutschland, wo er Unterricht in der französischen Sprache erteilte, war dann eine Zeit lang Professor dieser Sprache am Karolinum zu Braunschweig und lebte zuletzt als Privatmann in Leipzig; er starb 1779. Sein Werk: „Histoire de Frédéric Guillaume I, roi de Prusse, par Monsieur de M.“ 2 vol. Amsterdam und Leipzig 1741, ist selten; wenigstens war dasselbe auf den Bibliotheken zu Königsberg, Greifswald und München nicht vorhanden; das Exemplar der Königl. Bibliothek zu Berlin war verliehen. Ich beziehe mich daher für Mauvillon allein auf die Untersuchungen Droysens. Nach demselben legt Mauvillon ebenfalls den Faschmann zu Grunde, überarbeitet denselben mit Lamberty, Böllnitz, (Memoiren von 1734 und 37) Vimier (Histoire de Suède...) und anderen, weniger bekannten Autoren und ergänzt das noch Fehlende durch holländische Zeitungen. In Sprache und Darstellung ist er ebenfalls dem Faschmann überlegen. Daher urteilt wohl Dohm so günstig über ihn: „Sein Buch giebt in einem guten Vortrage über die Hauptbegebenheiten belehrende Auskunft.“ Carlyle dagegen trifft wieder ein-

mal das Richtige: „Seine Geschichte ist eine vage, lose Kompilation, giebt Wiederklänge alter Zeitungsgerüchte.“

Da Droysen den Mauvillon noch unter Martinière stellt, so ist auch dieses Buch völlig wertlos.

Friedrich der Große.

Büsching 35 . . . Dohm 5, 64. Preuß: Fr. d. Gr. in seinen Schriften; Preuß: Fr. d. Gr. 1, 473 . . . Preuß: Oeuvres 1, 40 . . . Carlyle a. v. D. Boretius: Fr. d. Gr. in seinen Schriften. Ranke 12, 280. Posner i. d. Miscellaneen. Roser: Umschau. Ocken: Zeitalter Fr. d. Gr. 1, 558 . . . Stenzel 4, 349.

Von Friedrichs durchgängig in französischer Sprache geschriebenen historischen Werken sind hier zu besprechen die „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg“, ein Abriß der preußischen Geschichte bis zum Tode seines Vaters. Diesen Memoiren hat Friedrich noch vier Abhandlungen beigefügt: Du militaire . . . De la superstition et de la religion . . . Des moeurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les sciences . . . Du gouvernement ancien et moderne de Brandenbourg . . . Das Geschichtswerk und die Abhandlungen füllen den ersten Band der Preuß'schen Ausgabe.

Über seine Quellen sagt der königliche Autor selbst in der Vorrede: „J'ai consulté la chronique de Loeckel, Puffendorf et Hartknoch et surtout j'ai dressé mes mémoires sur les factes et les documens authentiques qui se trouvent dans les archives royales . . . persuadé que d'être vrai, c'est le premier devoir d'un historien.“

Der König hat sich also nach seiner eigenen Angabe sowohl auf die Geschichtsschreibung als auch auf die Akten des königlichen Archivs gestützt, ein gewaltiger Fortschritt gegen seine Vorgänger. In der That befahl er im April 1747 dem Bibliothekar Neuberg, ihm die besten Chroniken und Historienschreiber zu übersenden; er erhielt sofort 23 Werke, die er im September desselben Jahres zurückschickte, eine Zeit, in der er dieses Material bei seiner anderweitigen rastlosen Thätigkeit unmöglich verarbeiten konnte. Am meisten hat er von diesen alten Autoren des Lockelius (Pastor in Drossen im 17. Jahrh.) *Marchia illustrata* benutzt, aus der ihm der Legationsrat Herzberg einen Auszug machen mußte. Fasmann ist nicht gebraucht. Über das Verhältnis des Königs zu Pöllnitz wird weiter unten berichtet werden.

Ebenso richtig ist des Königs zweite Angabe; er hat in umfassender Weise, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt das Archiv benutzt. Entweder läßt er sich förmliche Berichte und Auszüge aus den Akten anfertigen; hierbei sind seine getreuesten Mitarbeiter der unermüdliche Minister Bodewils, die Räte Herzberg und Ilgen; solcher archivalischen Arbeiten liegt eine ganze Reihe zur Geschichte Fr. Wilhelms I. vor; ich setze des Beispiels wegen zwei hierher: „Extrait chronologique des traités conclus pendant le règne de feu Sa Majesté“ vom Kriegsrat Ilgen. „Arbeit des Generals v. Massow und des Ministers

v. Biereck über die Vermehrung der Armee unter Fr. Wilhelm I.“ Namentlich die Aufsätze über die innere Geschichte: Münz- und Militärwesen, Verfassung und Industrie sind von den Behörden mit der größten Genauigkeit gearbeitet. Oder der König wendet sich auch persönlich mit Fragen an einzelne Personen und Behörden und verlangt Auskunft, so an den Fürsten von Anhalt und andere Generale über Militärisches, an die Domänenkammer und das Generaldirektorium über Finanzwesen, an den gelehrten Rektor und trefflichen Kenner der vaterländischen Geschichte Küster über Geschichtliches, an Mauvertuis, den Präsidenten der Akademie, über Mathematik und Physik.

Aber der König hat auch noch andere Quellen gehabt, so zwei Manuskripte seines alten Lehrers Duhan, von denen das eine den großen Kurfürsten behandelt, das andere einen Abriß der brandenburgischen Geschichte enthält. Auch eine Benutzung der „Enchaîure chronologique“, die ebenfalls dem Rektor Küster zugeschrieben werden muß (jetzt als Handschrift im Besitze der königlichen Bibliothek), hat Posner nachgewiesen, namentlich für die ältere Geschichte; Preuß hat in derselben eine Hauptquelle des Königs zu sehen gemeint. Dazu kommen endlich noch sogenannte „Relationen“ über einzelne merkwürdige Vorfälle. Vieles, namentlich über die Zeit seines Vaters, wird der König aus dem Gedächtnis niedergeschrieben haben.

Ausgerüstet mit diesen Quellen hat Friedrich nun seine Memoiren stückweise niedergeschrieben, sie stückweise in der Akademie der Wissenschaften vorlesen und sie auch stückweise in den Abhandlungen derselben drucken lassen. So wurde z. B. gelesen am 1. Juni 1747 der Abriß bis 1640 und gedruckt in der *Histoire de l'académie* . . . 1748. Mit der Sammlung seines Materials hatte er schon im Mai 1746 begonnen; das Datum am Schluß des eigentlichen Memoirenwerkes, das bis zum Tode Fr. Wilhelms I reicht, ist der 24. August 1747. Die beigelegten Abhandlungen sind zum Teil erst später vollendet. Das Originalmanuskript, durchweg von Friedrichs Hand geschrieben, befindet sich im geheimen Staatsarchiv und enthält sogar einen noch völlig ungedruckten Abschnitt.

Aber bei der ersten Niederschrift ließ es der König noch lange nicht bewenden; gleich nach der Vorlesung und wahrscheinlich noch vor dem ersten Drucke fand eine Redaktion der Memoiren statt; dann wurden sie immer von neuem durchgesehen und sachliche und stilistische Änderungen vorgenommen; bei diesen wiederholten Redaktionen sind namentlich der gelehrte Mauvertuis, freilich fast nur in Bezug auf den Stil, und seit 1750 auch Voltaire, der damals wieder in Berlin war, beteiligt gewesen. Dann erschien endlich die vollständige große Prachtausgabe von 1751 *Au donjon du château* (Im Turmbau des Berliner Schlosses; weil unter den Augen des Königs selbst gedruckt), 1767 eine neue Prachtausgabe bei Voß in 3 Bänden. Preuß hat bei der Herausgabe der Werke Friedrichs im wesentlichen (Posner) diese letztere zu Grunde gelegt. Die zahlreich erschienenen deutschen Übersetzungen sind meistens sehr schlecht.

Da durch die zahlreichen Überarbeitungen vieles Charakteristische verwischt ist, so ist es für denjenigen, der diese Memoiren benutzen will, von der größten Wichtigkeit, immer auf den ursprünglichen Text zurückzugehen. — Ich wende mich jetzt zu dem Abschnitte über Fr. Wilhelm I, der von dem Könige am erschöpfendsten behandelt ist und auch als der gelungenste angesehen werden muß. Auf den ersten Blick macht sich hier ein großer Übelstand bemerkbar. Die brandenburgische Geschichte tritt ganz in den Hintergrund, die europäischen Händel nehmen einen viel zu breiten Raum ein; man erfährt viel genauer, was zu gleicher Zeit in der Türkei, Italien, Spanien, England u. s. w., als was bei uns zu Hause vor sich geht; die Nachrichten über die vaterländische Geschichte sind also recht dürftig. Ferner ist Friedrich vielfach flüchtig in der Datierung und unklar in der chronologischen Anordnung des Stoffes. Kleinigkeiten wie: Karl XII protestierte aus dem Innern Bessarabiens, statt aus Demotika (Fr. schreibt Demirtoka) in der Türkei übergehe ich. Ein schwerer Fehler aber ist es, wenn Friedrich den kaiserlichen Gesandten Seckendorf erst nach der Thronbesteigung Georgs II von England (22. Juni 1727) nach Berlin kommen läßt; derselbe befand sich bereits seit Mitte 1726 daselbst. Hiermit wird die ganze politische Sachlage umgestürzt; denn hiernach muß man annehmen, daß der Vertrag von Wusterhausen (12. 10. 1726) erst in das Jahr 1727 fällt. Auch wird dieser Vertrag von Friedrich ganz ungenügend behandelt; ferner ist seine Angabe, daß der König den Vertrag unterzeichnet habe, unrichtig; derselbe ist von Seckendorf, Ilgen, Bork und Anyphausen unterzeichnet. (Förster, Urkundenbuch 165.) Unklar ist auch die Datierung des Ausbruchs des Konflikts zwischen England und Preußen 1729. Der wichtige Berliner Vertrag von 1728 wird garnicht erwähnt; erst bei Gelegenheit des polnischen Erbfolgekrieges kommt dann gelegentlich eine Notiz über die Hilfsvölker, die Friedrich Wilhelm I dem Kaiser durch das Bündnis von 1728 versprochen hatte. Daß der König, wie Friedrich erzählt, nach der Zusammenkunft in Prag 1732 voller Verachtung gegen die Unredlichkeit des Wiener Hofes abreiste, dürfte zu bezweifeln sein; die Erkenntnis der Unredlichkeit kam dem Könige erst später. Selbst Ranke und Droysen stehen sich hier noch schroff gegenüber. Sehr flüchtig ist es, wenn Friedrich August II von Polen zur Zeit seiner (Friedrichs) Hochzeit sterben läßt, während doch dessen Tod schon ein halbes Jahr früher, am 1. Februar 1733, erfolgte.

Ganz und gar unzureichend ist die ältere Zeit in den Memoiren behandelt; auch will ich noch erwähnen, daß sich mit dem Urteile des Königs über die Ursachen der Reformation kein ernsthafter Historiker einverstanden erklären wird.

Noch magerer und knapper füllt die Darstellung der inneren Geschichte unter Fr. Wilhelm I aus; sie beschränkt sich fast nur auf die oben angeführten Abhandlungen; am schätzenswertesten sind hier jedenfalls die Beiträge zum Militärwesen.

Hieraus erhellt, daß Friedrich in der That in Bezug auf Daten und historische Ereignisse genau kontrolliert werden muß.

Aber die *Mémoires de Brandenbourg* haben auch ihre großen Vorzüge. Die Sprach ist lebendig und kraftvoll, die Form knapp und gedrungen; an Schärfe des Urteils, an Größe der Gesichtspunkte übertrifft der königliche Autor die meisten seiner zeitgenössischen deutschen Geschichtsschreiber. Er ist namentlich ein Meister in der Charakterzeichnung. Mit der unbedingtesten Wahrheitsliebe verfährt er hier, mag er fremde Persönlichkeiten, mag er Mitglieder seines eigenen Hauses beurteilen. Es ist buchstäblich wahr, was er in der Widmung des Werkes an seinen Bruder sagt: „Je me suis élevé au dessus de tous préjugés. J'ai regardé des princes, des rois, des parens comme des hommes ordinaires. Loin d'être séduit par la domination, loin d'idolâtrer mes ancêtres, j'ai blâmé le vice en eux avec hardiesse, parce qu'il ne doit pas trouver d'asile sur le trône.“

Hierin liegt der bleibende Wert dieses Werkes. Ich erinnere nur an des Königs hartes Urteil über seinen Großvater Friedrich I. Seinem Vater dagegen hat er in den *Memoiren* das schönste Denkmal gesetzt; er wird nicht müde, die ökonomischen und pädagogischen Regententugenden des Vaters in das glänzendste Licht zu stellen; zum Schlusse spricht er es offen aus, daß nur durch das arbeitsame Leben Fr. Wilhelms die Größe des preussischen Staates ermöglicht wurde.

Doch hat Friedrich auch ein offenes Auge für die Fehler in der Regierung seines Vaters. Er ist nicht immer mit seiner schwankenden Haltung in der Politik einverstanden; er tadelt in dem Aufsatze „Des moeurs . . .“ die Vernachlässigung der Wissenschaften und Künste. „Die öffentlichen Lehrstühle wurden nach Gunst besetzt und erschlichen; les dévots, qui se mêlent de tout, acquirent une part à la direction des universités; ils y persécutoient le bon sens et surtout la classe des philosophes.“ Er weist darauf hin, daß bei den Grundsätzen dieser Regierung der Handel nie einen gedeihlichen Aufschwung nehmen konnte.

Hier drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Wie kommt es, daß bei der Beurteilung Fr. Wilhelms auf die gewichtige Stimme seines Sohnes so wenig gehört wurde, daß das glänzende Zeugnis desselben so wenig beachtet wurde? Dieses glänzende Zeugnis trug nichts zur Rechtfertigung des Vaters bei, es diente nur zur größeren Verherrlichung des Sohnes. Man rechnete es Friedrich dem Großen als Sohn hoch an, daß er die harte Behandlung seitens seines Vaters nicht mit einer Silbe erwähnte, daß er vielmehr alle Schuld auf die Kinder schob; man glaubte, daß diese Schilderung seines Vaters nur aus kindlicher Pietät hervorgegangen sei. So bemerkt C. v. Moser in einem manche grobe Irrtümer enthaltenden Aufsatze: „Königlicher Kabinetts = Justiz = Mord“ (*Patriot. Archiv* 3, 141 . .) zu den Worten Friedrichs: „On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans en faveur des vertus d'un tel père . . .“ „Die Variante dieses Textes müßte wohl im kommenden Jahrhundert so lauten: „Il faut pardonner la sévérité du père en faveur des vertus

d'un tel fils.“ Nun, wir urteilen heute anders als Moser; ich möchte mich dabei der Worte des Franzosen Camille Paganel (Histoire de Fr. le Grand) bedienen: „Frédéric roi ressembla peu à Frédéric sur les degrés du trône, et la Prusse dut se féliciter de cette différence.“

Die Urteile über den Wert der Mémoires de Brandenbourg stehen sich schroff gegenüber. Carlyle spricht von ihnen mit großer Geringschätzung: „Rühre die Schriften des Königs nicht an, lieber Leser, lies sie bei Leibe nicht; . . . der König schrieb hastig, inkorrekt.“ Preuß dagegen nennt die Memoiren „ausgezeichnet, man mag auf Wahrheit und Treue, auf Auswahl im Stoffe, oder auf die von philosophischem Geiste angehauchte Sprache sehen.“ Ich habe oben ausgeführt, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, daß ihr Wert vornehmlich auf dem ungeschminkten Urteil und der freimütigen Charakteristik der Personen und Zeitumstände beruht. Moser urteilt: „Unselbständig für die älteren Zeiten bezeichnen die Memoiren für das letzte Jahrhundert in Auffassung der politischen Vorgänge wie in der Heranziehung der bisher vernachlässigten inneren Verhältnisse einen bedeutenden Fortschritt und blieben auch auf die Geschichtsschreibung nicht ohne Wirkung.“ Jeder, der sich mit diesem Zeitabschnitt beschäftigt, wird daher auch zu den Memoiren Friedrichs des Großen greifen müssen.

Droysen sagt in der Vorrede zu seiner Geschichte der preußischen Politik, daß auch die Sammeleien von Beneckendorf und Morgenstern eine Prüfung hätten erfahren müssen. Ich will dies hier mit den geringen, mir zu Gebote stehenden Mitteln versuchen.

Karl Friedrich von Beneckendorf.

Über seine Lebensverhältnisse ist nur wenig zu ermitteln. Küster 3, 356, 383, 404, 430. Weidlich 3, 15. Meusel 1, 306. Dohm 5, 472. Förster 2, 271.

Er war unter der Regierung Fr. Wilhelms I Mitglied des Kriminalkollegiums (Sammlung 7, 30 Anm.); nach dem Tode des Generals Grumbkow war er Vormund von dessen Kindern (7, 101), unter Friedrich dem Großen Ober = Amtspräsident zu Breslau, wurde um 1750 entlassen und lebte seitdem vielfach mit litterarischen Arbeiten beschäftigt auf seinem Gute Blumenfelde in der Neumark; er ist in hohem Alter wahrscheinlich 1788 gestorben. Droysen schreibt ihn Bendendorf; nach Weidlich und Küster waren das verschiedene adlige Geschlechter. Bekannt machte er sich auch durch landwirtschaftliche Schriften, z. B. durch die „Oeconomia forensis, d. i. kurzer Inbegriff derjenigen landwirtschaftlichen Wahrheiten, welche allen Gerichtspersonen zu wissen nötig“. 8 Bände. (Roscher Nat.-Def. 470.)

Sein Buch über den König: „Charakterzüge aus dem Leben Fr. Wilhelms I nebst verschiedenen Anekdoten“ umfaßt im ganzen 12 Sammlungen und erschien, ohne Angabe des Verfassers, in einem Zeitraum von 11 Jahren bei verschiedenen Verlegern, zuerst Berlin 1787 bei Winters Witwe, zuletzt Berlin 1798 bei Gottfried Schöne. Sammlung

11 und 12 sind erst 10 Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienen; aber auch die Sammlungen 8, 9 und 10, Berlin 1789—91, müssen, wenn Beneckendorf 1788 gestorben ist, erst nach seinem Tode herausgegeben sein. Erst in der Vorrede zur 11. Sammlung, Berlin 1797, nennt der unbekannte Herausgeber den verstorbenen Präsidenten v. Beneckendorf als den Verfasser; er giebt sich auch selbst (Sammlung 7, 30 Anm.) als Verfasser zu erkennen.

Die Abfassung des Buches fällt in die letzten Lebensjahre Beneckendorfs, denn 8, 57 erwähnt er den Tod Morgensterns als schon vor einigen Jahren eingetreten, dieser aber starb 1785.

Durchblättern wir die Sammlungen, so zeigt sich zunächst von einer Anordnung des Stoffes keine Spur; vielmehr finden wir eine bunt durcheinander gewürfelte Masse von kurzen Schilderungen über das Privatleben des Königs, über Militär- und Gerichtswesen, eine Menge von Anekdoten und Biographien, aber auch Abschnitte aus der politischen Geschichte.

Über seine Quellen sagt der Verfasser in den ersten Sammlungen nichts; 8, 5 bemerkt er nur: Nachrichten gebe es von Fr. Wilhelm eine Menge, die meisten aber seien unrichtig erzählt worden und vieles Wichtige sei noch unbekannt. Welche Autoren er hier im Sinne hat, ist natürlich nicht zu erkennen. Dagegen spricht er wiederholt als Augenzeugen von sich: „Der Verfasser gehört zu der kleinen Anzahl dieser von jenen Zeiten noch übrig gebliebenen“. . . „so ihm von dem Leben dieses Monarchen aus eigener Erfahrung bekannt ist und dessen er sich noch sehr lebhaft erinnert.“ Aber in der Vorrede zur Sammlung 11 fügt der unbekannte Herausgeber hinzu, daß Beneckendorf seine Nachrichten „teils aus seiner Memorie, teils aus gedruckten Werken gesammelt habe.“ Nach längerem Suchen findet man denn schließlich einige Stellen, die uns sofort einen Aufschluß darüber geben, wem Beneckendorf als Quelle benützt hat. Sammlung 9, 43 erwähnt er „Herrn v. M. in seiner Geschichte J. W. I, welche 1741 zu Amsterd. und Leipz. erschienen.“ Das ist also Mauvillon; 9, 122 Anmerk. spricht er von dem „Le livre Allemand de la vie et des actes de Fr. Guillaume“; das ist Fasmann; ein hier von Beneckendorf mitgeteilter lateinischer Brief (oder vielmehr Stellen daraus) Augusts von Polen an den König findet sich wörtlich bei Fasmann 253. Endlich 10, 31 nennt er die „Geschichte des Lebens und der Regierung Fr. Wilhelms, die 1741 französisch in Haag erschienen ist“, also Fasmann.

Einmal auf dieser Fährte, entdecken wir Beneckendorf Schritt vor Schritt beim Abschreiben. Ich werde hier ausführlicher darauf eingehen, weil meines Wissens dies bis jetzt noch nicht nachgewiesen ist.

So hat Beneckendorf mehr oder minder wörtlich ausgeschrieben:

Generalfiskal Wegner	Beneckend. 7, 49	aus Fasman. 1037,
Hochzeit der Friederike Luise	„ 8, 100	„ „ 394,
Beneckendorf nach Berlin	„ 8, 100	„ „ 393,
Die Salzburger	„ 8, 107	„ „ 435,

Reise nach Prag	Beneckend.	8, 114	aus	Faßm.	472,
Goldmacher Cajetano	"	9, 3	"	"	27,
Feier von Malplaquet	"	9, 23	"	"	896,
Hinrichtung Runcfs	"	9, 82	"	"	215,
Der Betrüger Klément	"	9, 107	"	"	224,
			und	Mart.	1, 415.

Also Beneckendorf schreibt Faßmann und Martinière zu gleicher Zeit aus; da nun Martinière wieder aus Faßmann abschreibt, so ist es oft zweifelhaft, aus welchem von beiden er seine Nachricht hat. Ich setze nur einige Stellen hierher.

Beneckendorf 9, 109.

Da der Prinz Ragoczzy endlich sahe, daß auf dem Utrechter Kongreß für ihn nichts zu hoffen sei, so berief er seinen Geschäftsträger zurück

Das Thorner Blutbad. Ben. 10, 1.

Unglücklicherweise gab eine zu Thorn am 16. Juli gehaltene Prozession Gelegenheit zu einem Auf-
ruhr. Die Jesuiten hatten daselbst ein Collegium

Faßmann 225.

Wie der Prinz Ragoczzy endlich sahe, daß auf dem Friedenskongreß zu Utrecht vor ihn nichts zu thun war, ruffte er seinen Agenten von dannen zurück

Martinière 2, 2.

Une procession donna mal-
heureusement lieu à un tu-
multe le 16. Juillet. Les Jé-
suites ont un collège à Thorn . .

Vertrag zu Busterhausen	Ben.	10, 9	aus	Mart.	2, 70,
Erektion gegen Friesland	"	10, 11	"	"	2, 91,
Lebensweise des Königs	"	10, 19	"	"	2, 111 Faß. 386,
Konflikt mit England	"	10, 20	"	"	2, 119,
Brand der Petrikirche	"	10, 29	"	"	2, 134 " 406,
Flucht des Kronprinzen	"	10, 31	"	"	2, 142 " 414,
Hinrichtung Schlubuths	"	10, 60	"	"	2, 148 " 422,

Man bedrohte ihn mit dem Gal-
gen. Er antwortete trotzig: „Es
wäre nicht üblich, daß man einen
preußischen Edelmann hinge . . .“

On le menaça du gibet; il
répondit avec fierté que ce
n'étoit point l'usage de faire
pendre un Gentilhomme Prus-
sien.

Spannung mit Sachsen	Ben.	10, 75	aus	Mart.	2, 183,
Feldzug am Rhein	"	10, 84	"	"	2, 183,
Neutraische Gespannschaft	"	10, 93	"	"	2, 207.

Wir wissen, daß Faßmann mit dem Jahre 1735 endet; von da an lehnt sich Beneckendorf ganz und gar an Martinière an; so sind z. B. 10 Seiten über den Tod des Königs wörtlich aus diesem ent-
nommen. Ich setze hieraus noch eine letzte Stelle hierher:

Ben. 9, 29.

Sie (die Hofprediger) fanden ihn in einer großen Beklemmung und von einem heftigen Husten befallen. Der König sagte ihnen sogleich: „Ach, ich kann weder leben noch sterben, ich habe Euch kommen lassen, mir vorzubeten . . .“

Beneckendorf begnügt sich jedoch nicht allein mit diesen drei Autoren. So ist 10, 63, die Charakterzeichnung der Minister Plgen und Prinzen, wörtlich aus Voën „Kleine Schriften 1, 3, 34“ ausgeschrieben; manches scheint mir aus Mosers „Patriotisches Archiv“ entnommen zu sein. Stenzel sagt daher richtig: In den letzten Hefen wenig Eigenes.

Dies wird genügen, um die Wertlosigkeit wenigstens dieser letzten Sammlungen darzuthun. Sammlung 11 und 12 enthalten nur Anekdoten, von denen in der Einleitung selbst gesagt wird: „Und wenn es auch sein sollte, daß eine oder die andere Anekdote nicht ganz so der Wahrheit gemäß vorgetragen wäre, als es bei näherer Kenntnis mit echten Quellen hätte sein können, so thut dies zur Sache wenig oder nichts.“ 11, 70 heißt es geradezu: „So ungewiß diese Begebenheiten sind . . .“

Außerdem wiederholt sich Beneckendorf häufig, er erzählt manches doppelt, die Anekdote: in tormentis pinxit sogar dreimal.

Besser bestellt, wenigstens in Bezug auf Selbständigkeit, ist es mit den sechs ersten Sammlungen; hier kann ich nichts Abgeschriebenes finden. Aber damit erhält das Buch noch keinen besonderen Wert, denn was Beneckendorf hier von Fr. Wilhelm I berichtet, geht nicht über das hinaus, was wir bei Fasmann finden. Außerdem sind gerade diese sechs ersten Sammlungen mit zahlreichen Lebensbeschreibungen von Generalen, Ministern und anderen hervorragenden Personen angefüllt; ich zähle hier nicht weniger als fünfzig solcher Porträts; allein in der fünften Sammlung werden 24 Generale behandelt. Für den König selbst bleibt also nicht allzuviel Raum übrig.

Ich komme demnach zu dem folgenden Resultat: Wir sehen, daß auch durch Beneckendorf unsere Kenntnis über Fr. Wilhelm I nicht über Fasmann hinaus erweitert wird. Sein Buch ist vielmehr die Sammelstelle aller jener unzähligen Anekdoten, die über die Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten des Königs in der Welt umherliefen. Allerdings müssen wir anerkennen, daß Beneckendorf insofern eine Kritik wagt, als er die gewaltsamen Werbungen scharf verurteilt; er nennt sie 10, 22 einen unverzeihlichen Flecken in der Geschichte des Königs.

Sein Buch kann heute nur für denjenigen von Wert sein, der Geschichte mit Anekdoten mischen will. Carlyle, Dohm und andere haben günstiger über ihn geurteilt, weil sie seine Unselbständigkeit nicht erkannten.

Mart. 2, 353.

Ils trouvèrent ce prince avec une grande oppression et une toux violente. Helas! leur dit-il d'abord, je ne puis vivre ni mourir. Je vous ai fait venir me faire la prière.

Salomon Jakob Morgenstern.

Journal secret 23. Aug. 37. Beneckendorf 8, 57. Flögel 245. Nikolai Berl. Monatschr. 17, 288. Dohm 5, 470. Meusel 9, 257. Förster 1, 295. Zimmermann: Gesch. d. Hohenzollern 435, 445. Eberty 2, 371.

Er ist ein Kursachse, studierte zu Leipzig und wurde dann Professor der Geschichte und Geographie in Halle, woselbst seine Kollegia indes nur spärlich besucht wurden. Einigen Ruf erwarb er sich durch seine „Staatsgeographie 1735“ und durch sein „Jus publicum imperii Russorum 1736“, welches er der Kaiserin Anna und den Grafen Münnich und Oftermann widmete. Da Morgenstern für diese Widmung ein ansehnliches Geldgeschenk erhielt, so begab er sich nach Rußland in der Hoffnung, dort eine Professur zu erlangen. Auf dem Wege dorthin wurde er in Potsdam von dem Offizier der Thorswache, dem sein sonderbares Außere und der Titel Magister logens auffielen, angehalten und dem Könige vorgestellt. Dieser fand an Morgenstern so großes Gefallen, daß er ihm verbot, weiterzureisen und ihn als Zeitungsvorleser für das Tabackskollegium engagierte. So viel auch Morgenstern gegen diesen Akt der Willkür protestierte, er mußte bleiben und erhielt sofort ein Patent als Hofrat mit einem Gehalte von 500 Thalern und freier Wohnung zu Potsdam. Seine Ankunft dorthin scheint mir erst in das Jahr 1737 gesetzt werden zu können, denn Seckendorf bemerkt ausdrücklich im Journal secret zum 23. Aug. 1737: „Morgenstern paroit pour la première fois“, und Morgenstern sagt selbst von sich „er könne aus dreijähriger Erfahrung bezeugen“. Förster 1, 295... bringt hier falsche Nachrichten; er läßt Morgenstern 1736 nach Berlin kommen, setzt aber jene lächerliche Disputation zu Frankfurt, in der Morgenstern die Hauptrolle spielt, auf den 12. Nov. 1735, während diese an demselben Tage 1737 stattfand. Sehr zweifelhaft scheint es mir, ob der König, wie Beneckendorf 8, 57 und mit ihm Förster 1, 298 berichten, Morgenstern zum Vizekanzler der Universität Frankfurt gemacht hat. Nach dem Tode des Königs lebte er eine Zeit lang in Breslau, weil seine Pension auf den Kammereietat dieser Stadt gesetzt war, dann den Rest seines Lebens einsam und zurückgezogen von der Welt in Potsdam, woselbst er auch 1785 gestorben ist.

Morgenstern verdient von den sogenannten lustigen Räten Friedrich Wilhelms am meisten unsere Achtung. Er hatte sich nicht um äußerer Vorteile willen an den Hof des Königs gedrängt, er war weder, wie andere von ihnen, ein Trunkenbold, noch ein Betrüger, noch ein niedriger Schmeichler; bescheiden und friedliebend suchte er soviel als möglich den derben Späßen, die sich das Tabackskollegium nach gewohnter Weise mit ihm zu erlauben versuchte, aus dem Wege zu gehen. Infolgedessen wurde er vom Könige und von seiner Umgebuug nicht mit derselben Nichtachtung wie die übrigen behandelt. Er war zwar ein beschränkter Kopf, besaß aber tüchtige Kenntnisse. Nikolai, der ihn 1779 in Potsdam aufsuchte, schildert ihn als einen verständigen Mann, aber als einen großen Pedanten.

Morgensterns Werk über den König erschien erst mehrere Jahre nach seinem Tode ohne Angabe des Druckortes: „Über Friedrich Wilhelm I, ein nachgelassenes Werk vom Hofrat und Professor Morgenstern, Mitglied des Tabacks-Kollegii Fr. W. I“ 1793.

Zunächst ist vor der Vorrede zu warnen. Der unbekannte Herausgeber giebt in derselben eine kurze Biographie Morgensterns, die beinahe in jeder Zeile grobe Unwahrheiten enthält. Nur die größten mögen hier erwähnt werden. Morgenstern, heißt es, sei 1739 als außerordentlicher Gesandter nach England geschickt worden, habe die Streitigkeiten zwischen beiden Höfen beigelegt, habe bei seiner Rückkehr eine Plantage auf der Insel Surinam (!) erhalten und habe dann noch mehrere Aufträge an verschiedenen Höfen zur Zufriedenheit seines Herrn besorgt. Das ist alles falsch; von einer diplomatischen Sendung Morgensterns finde ich nirgends eine Spur. Er selbst erwähnt allerdings einmal in seinem Buche (123), daß er vom Könige nach England geschickt sei, aber nicht, zu welchem Zwecke. Die einzige Sendung, von der man mit Bestimmtheit weiß, war die an den vertriebenen Professor Wolff nach Marburg (Cramer, Aufsatz über Wolf). Ferner erzählt Benedendorf 12, 46, der König habe Morgenstern nach Braunschweig geschickt, um die Geheimnisse des Freimaurerordens, in den sich der Kronprinz hatte aufnehmen lassen, zu erforschen. Ganz thöricht ist die Angabe in der Vorrede, daß Friedrich der Große Morgenstern zum Bizkanzler der Provinz Schlesien gemacht habe.

Morgenstern hat sein Buch, wie aus vielen Stellen ersichtlich, erst längere Zeit nach dem Tode des Königs verfaßt. Was die äußere Form anbetrifft, so steht es noch unter dem Faßmanns. Vergebens sucht man die geringste Anordnung des Stoffes; ohne jede Verbindung springt der Verfasser von einem Gegenstande zum andern. Die Sprache ist so unbeholfen, daß man ihn oft nur mit Mühe verstehen kann. Ebenso wie Faßmann bringt auch Morgenstern seine Gelehrsamkeit zur Geltung. Ich setze zum Vergnügen des Publikums eine solche Stelle hierher: „Dem Temperament nach, da das Blut die Coleram, sowie diese die Melankolie überwog, war der Herr (Fr. W. I) für sanguinisch choleric zu halten. Dieser Mischung nach hätte er allmählich müssen in Schlassucht und Leblofigkeit verfallen, und nach dem Maaß lebendig schon in die Verwesung gehen; sowie das Blut sich in Wasser verwandelte: und wie er bereits auch, nach der großen Krankheit von 1734 bedrohet war, daferne er nicht einen so großen Geist gehabt.“ Es finden sich in seinem Buche ebenfalls zahlreiche Anekdoten; auch ein pikantes Histörchen wird nicht verschmäht; dagegen ist Morgenstern frei von jener widerlichen Schmeichelei, die das Buch Faßmanns so ungenießbar macht.

Ich wende mich jetzt zu einer kurzen Kritik des Inhalts. Nachrichten über politische Verhältnisse finden sich nur sehr wenige, und diese wenigen selbst sind, da Morgenstern keine Quellen benutzt hat und nur nach Hörensagen berichtet, da zudem zwischen den berichteten Ereignissen und der Abfassung seines Werkes eine bedeutende Spanne

Zeit liegt, höchst unzuverlässig. So ist die Erzählung falsch (121), Wilhelm III von Oranien habe den damaligen Kurprinzen Fr. Wilhelm 1700 von Holland nach England mitnehmen und ihn zu seinem Nachfolger machen wollen. Unbegründet ist die Behauptung, Fr. Wilhelm hätte gerne das Oberkommando über die Rheinarmee gehabt, „daferne man sich nicht in Wien so sehr für denen französischen Intriguen gefürchtet.“ Seite 125 spricht er in dunkler Weise von einer Wechselheirat, die bei der Zusammenkunft in Prag 1732 zwischen dem Könige und dem Kaiser verabredet sein sollte. An derselben Stelle befindet sich auch das Märchen von der Belehnungsurkunde über Ostfriesland in einem goldenen Rauchtobackskasten, den die Kaiserin dem Könige schenkte. Ferner erzählt Morgenstern (101), daß August III von Sachsen bei seiner Thronbesteigung außer anderen Lehnbriefen auch einen über Süllich-Berg, Kleve, Mark und Ravensberg erhalten, daß der französische Gesandte Chetardie einen Beamten bestochen und das Original dem Könige gezeigt habe, daß auf die Beschwerde des Königs der Wiener Hof ihm drei Beruhigungspunkte geschickt habe. Weder Ranke noch Droysen berichten etwas von dieser Sache.

Auch von nichtpolitischen Nachrichten ist manches falsch, so, wenn er erzählt: Fr. Wilhelm erhielt eine schlechte Erziehung, an Bildung des Verstandes und Herzens dachte man nicht. Seine Mutter Sophie Charlotte ließ sich im Gegenteil diese sehr angelegen sein (Barnhagen von Ense: Sophie Charlotte, 180). An einer anderen Stelle sagt er wieder über die Erziehung Friedrichs des Großen und seiner Geschwister: „Die ganze Last der Erziehung fiel auf die Frau Mutter (hier also die Gemahlin Fr. Wilh. I), der Herr half nur die Hofmeister ernennen.“ Das ist ebenso wenig richtig. Der König hat in einer Instruktion an die Erzieher des Kronprinzen Finkenstein und Kalkstein die Grundregeln des Unterrichts genau festgesetzt, er hat sogar eigenhändig einen Stundenplan entworfen, der den Unterricht bis auf die Minute regelt. (Vgl. den Aufsatz bei Cramer.) Falsch ist auch die Behauptung Morgensterns (33): „Fr. Wilhelm ließ jedem die Freiheit zu glauben, worauf selbiger hoffte selig zu werden.“ Ich brauche hier nur an die Verweisung des Philosophen Wolff aus Halle zu erinnern, der dem Könige als ein Feind des rechtgläubigen Christentums erschien. Auch wird niemand mit Morgenstern der Ansicht sein, daß die Neigung des Königs zum Kriege sehr groß gewesen sei; trotz seiner soldatischen Natur war eher das Gegenteil der Fall.

Auf diese Beispiele will ich mich beschränken, obwohl deren noch mehr anzuführen wären.

Noch unzureichender und dürftiger, wie für die politische, sind die Nachrichten für die innere Geschichte dieser Regierung; nach diesen beiden Seiten hin ist das Buch Morgensterns ohne jeden Wert. Trotzdem möchte ich Morgenstern nicht gänzlich aus der Reihe der Quellen zur Geschichte Fr. Wilhelms I gestrichen wissen. Sein Werk bringt uns immerhin eine ganze Reihe schätzbarer Nachrichten über den Charakter, das Privatleben und die alltäglichen Beschäftigungen und Ge-

wohnheiten des Königs. Auch das Charakterbild, das Morgenstern von dem Könige entwirft, ist im ganzen ein richtiges. Das Buch steht also in seinem Werte ungefähr auf derselben Stufe wie das Fasmanns; während aber Fasmann ein einseitiger Schmeichler ist und jegliches Urteil vermissen läßt, ist Morgenstern, wie schon oben bemerkt ist, frei von dieser Schmeichelei, und zeigt sogar einige Spuren von Kritik. Er sagt, daß es Mißvergnügte genug unter seiner (des Königs) Regierung gegeben habe; daß bei der Einschränkung der Etats viele außer Brot gekommen seien; daß die gewaltsamen Werbungen ihm sehr übel ausgelegt wurden; daß das Murren zunahm, je näher der älteste Sohn zur Regierung kam.

Morgenstern ist daher auch im allgemeinen günstig beurteilt worden. Räthselhaft allerdings ist es, wie Eberth 2, 318 urtheilen kann: Morgenstern verberge unter dem Scheine tiefster Devotion oft nur sehr schlecht seinen ingrimmigen Hohn; er widerspricht sich 2, 370 gewissermaßen selbst: „Seine (Morgensterns) Lebensbeschreibung enthält eine Menge sehr schätzbare Einzelheiten und läßt erkennen, daß der Verfasser die Absicht gehabt hat, überall der Wahrheit treu zu bleiben.“ Nikolai, der Morgenstern viel höher schätzt als Fasmann, sagt in direktem Gegensatze zu Eberth: Man sehe in seiner (Morgensterns) Schrift „überall seine Dankbarkeit für den König durchschauen.“ Dohm trifft wohl das Richtige: „Seine Schrift ist unordentlich, kauderwelsch und unverständlich, aber bei allen Fehlern des Lesens wert.“

Karl Ludwig Freiherr von Pöllnitz.

Er selbst giebt ausführliche Nachrichten über sein Leben in seinen Memoiren von 1737, die aber nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Oeuvres de Fr. le Grand 20, 84—105. Küster 3, 279, 303, 310, 323. Morgenstern 144, 189. Flögel 241. Bouginé 4, 587. T. v. Seckendorff 3, 116. Seckendorff im journal secret 33, 35, 129, 143. Thiébault, Band 3. Dohm 5, 469. Horn 346, Anm. Stenzel 3, 1, 235. Förster 1, 246. Zimmermann 444. König 22 und 1, 200. die oben angeführten Lexika. Rante 24, 43. Droysen 4, 4, 97. Carlyle 2, 84.

Geboren 1691 im Köllnischen; verbrachte er einen großen Teil seines Lebens am preussischen Hofe, zu dem er von weit her in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, denn sein Großvater Gerhard Bernhard von Pöllnitz, Oberstallmeister des großen Kurfürsten, war der Gemahl der Helianor von Nassau, der natürlichen Tochter des Prinzen Wilhelm I von Oranien. Als Knabe gehörte er zu den beiden Kompagnieen, die für den Kronprinzen, nachmaligen König Fr. Wilhelm I, errichtet wurden. Noch unter Friedrich I wurde er Kammerjunker (Küster 3, 279, Morgenstern 144 gegen den Zweifel Droysens 4, 4, 101), beschloß aber, wegen wiederholter Nachlässigkeit im Dienste getadelt, 1710 auf Reisen zu gehen. Das galante Paris war das Ziel seiner Sehnsucht. Doch bereits in Hannover verspielte er sein Geld, und nun begannen seine abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge. Im Haag, in Amsterdam, Düsseldorf, Versailles, Paris lebte er unter gleichgesinnten Genossen, Liebshäften und Schulden machend. Beim Thronwechsel 1713

finden wir ihn dann plötzlich in Berlin, um sich um eine Hofstelle zu bewerben; dies mißlang, weil damals gerade mit dem alten glänzenden Hofstaate ein Ende mit Schrecken gemacht wurde, und er kehrte wieder nach Paris zurück. Hier wurde er 1717 katholisch, ohne jedoch die gehofften Vorteile dabei zu gewinnen. Noch in demselben Jahre ist er dann wieder in Berlin, um den Verkauf seiner Güter zur Deckung seiner Schulden zu betreiben. Aber da sein Übertritt zum Katholizismus ruckbar wird, macht er sich eiligst aus dem Staube und nach Paris zurück. Von hier nach Heidelberg und Wien. In Wien erhielt er als Convertierter von der Kaiserin Witwe bedeutende Unterstützungen und eine Offizierstelle in einem Regimente in Sizilien. Über Paris, wo er sein Geld wieder verspielte, ging er nach Rom, von da, ohne die Stelle in Sizilien anzutreten, nach Madrid; auf dem Wege dahin wurde er eine Zeit lang in Bayonne festgesetzt. Da er in Madrid nichts erreichte, ging es nach England. Jetzt begannen seine zahlreichen Gläubiger rege zu werden; von ihnen gehezt eilte er von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt, überall von Schulden lebend, nirgends ein bleibendes Unterkommen findend. Dann fehlen uns elf Jahre lang alle Nachrichten über ihn; erst 1735 stoßen wir wieder auf ihn. Seckendorf im *Journal secret* bemerkt zum 2. Februar 1735: „Le fameux Pöllnitz arrivé de Vienne se trouve à la tabagie, parle de la misère de nos troupes . . .“ Seit dieser Zeit ist der Baron mit kleinen Unterbrechungen beständig am preussischen Hofe. Noch in demselben Jahre wurde er als Kämmerer mit einem mäßigen Gehalte angestellt. Beim Könige war er wohlgelitten und beständiges Mitglied des Tabackskollegiums, denn wo Pöllnitz sich befand, da ging der Stoff zur Unterhaltung nicht so leicht aus. Wenn aber Thiébault 3, 65 erzählt: A Noël le roi avoit coutume de lui envoyer six mille reis dallers pour étrennes, so hat der alte Baron ihm ein Märchen aufgebunden. Die Markgräfin giebt als Grund dieses Wohlwollens an (Tüb. A. 2, 137), daß der König an der Schilderung des Berliner Hofes in des Barons Memoiren von 1737 Gefallen gefunden habe. Um diese Zeit herum mag Pöllnitz auch wieder protestantisch geworden sein. Denn im *Journal secret* heißt es zum 5. Februar 1735: „Binger me dit, que le roi a proposé à Pöllnitz, de se faire Luthérien“ Und die Markgräfin berichtet: „Seit seiner Rückkehr nach Berlin hatte er die Religion verändert und war wieder protestantisch geworden.“ Noch viermal wechselte er dann später um äußerer Vorteile willen den Glauben. Auch der junge König Friedrich II brachte ihm anfangs dasselbe Wohlwollen entgegen; er bezahlte einen Teil seiner Schulden, machte ihn zum Oberzeremonienmeister und später zum Schauspieldirektor. Doch Pöllnitz verscherzte bald seine Gunst; 1744 bat er um seinen Abschied; mit beißendem Hohne unter spöttischer Aufzählung aller seiner Ämter und Würden (Flögel 241) wurde er ihm erteilt. Doch bald bat er wieder, in Gnaden aufgenommen zu werden; es geschah unter den entehrendsten Bedingungen. Seine weiteren Schicksale sind für uns ohne Bedeutung; er ist 1775 gestorben.

Solchergestalt waren Charakter und Schicksale des Mannes, dessen Aufzeichnungen noch bis in die neueste Zeit hinein in der preussischen Geschichte einen hervorragenden Platz behauptet haben. Der jüngere Seckendorf entwirft folgendes Bild von ihm: „Pöllnitz a beaucoup vu, lu, parle bien de toutes sortes de matières, athée, sans foi, ni loi, s'habit bien zum Spion; spreche niemals mit ihm sachant bien que Pöllnitz est un double espion.“ In desto höherer Gunst stand er bei der Markgräfin; in dem öden und langweiligen Bayreuth mußte ihr der „liebe, alte Baron“, der in den pikanten Geschichten der höheren Welt so vortrefflich Bescheid wußte, stets höchst willkommen sein. „Er hat, sagt sie, unendlich viel Verstand und Lektüre, sein Gespräch ist äußerst angenehm, sein Herz nicht böse, allein es fehlt ihm an Weltflugheit und Urtheil; er sündigt meistens immer aus unachtsamer Überlegung.“

In seinen fortwährenden Geldnöten scheint Pöllnitz auf die Idee gekommen zu sein, sich diese durch Bücherschreiben zu erleichtern. Seine Erstlingsarbeiten übergehe ich; sie waren alle höchst amüßant, und ihr Verfasser wurde bald eine litterarische Berühmtheit. 1734 erschienen dann jene Reiseumemoren, an denen Fr. Wilhelm I ein so großes Gefallen gefunden haben soll; sie enthalten auch eine kurze Schilderung des preussischen Hofes, die in einem seltsamen Kontraste zu seinem späteren Hauptwerke steht. Alles erscheint hier in dem rosigsten Lichte, und man merkt, daß der Verfasser die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, an diesem Hofe eine günstige Stellung zu finden.

Drei Jahre später, also 1737, erschien ein neues Memoirenwerk, in der Hauptsache einen Abriß seines Lebens enthaltend.

Weitaus am wichtigsten für die Geschichte Fr. Wilhelms I aber sind die 1791 von Professor Brunn herausgegebenen: „Memoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg, Royale de Prusse“; à Berlin, 2 vol. Nach der Beendigung des ersten schlesischen Krieges, der so glänzend für Preußen ausgefallen war, hatte Pöllnitz die Idee gefaßt, eine Geschichte dieses Staates zu schreiben, welche ihm voraussichtlich ein gutes Stück Geld einbringen mußte. Wann er hiermit fertig geworden ist, läßt sich nicht genau ermitteln, nur das läßt sich nachweisen, daß er am 1. Januar 1754 dem Prinzen Heinrich ein Exemplar in zwei Quartbänden überreichte, das denselben Titel führt, wie die von Brunn veranstaltete Ausgabe, und das im wesentlichen auch mit diesem übereinstimmt. Zu Pöllnitzens Lebzeiten sind seine Memoiren nie gedruckt worden.

Die Hälfte des Werkes, der ganze zweite Band, behandelt die Geschichte Friedrich Wilhelms I. Ähnlich wie Martinière nimmt auch Pöllnitz bei diesem Werke die Axiome strengster Gewissenhaftigkeit an. Sei es ihm auch nicht vergönnt gewesen, sagt er in der Vorrede, das königliche Archiv zu benutzen, so könne er doch Zuverlässiges und Gewisses berichten, denn er selbst habe die Ehre gehabt, dem Sohne, Enkel und Urenkel des großen Kurfürsten als Kammer-

junker zu dienen und sei also von vielem Augenzeuge gewesen. Wir wissen aber schon aus seinen Lebensschicksalen, daß das für die Regierung Fr. Wilhelms I nicht richtig ist, daß er erst seit 1735 beständig an dessen Hofe gewesen ist. Sodann habe er vieles von glaubwürdigen Personen gehört; solche Personen führt er öfter im Texte an: „Forcade sagte mir . . .“ „Grumbkow sagte mir . . .“ „Ich habe Friedrich Wilhelm sagen hören“ u. s. w. Freimütigkeit solle seine Feder führen, da er nicht für das große Publikum, sondern zu seinem eigenen Vergnügen schreibe.

Doch wer mit unserm Autor näher bekannt ist, wird solchen schönen Phrasen kein großes Gewicht beilegen. Schon König in seiner vortrefflichen Schilderung Berlins bemerkt, daß Pöllnitz den Faschmann stark benutzt habe. Es ist dieses nun insofern nicht ganz richtig, als Pöllnitz nicht den Faschmann selbst, sondern dessen Abschreiber Martinière und Mauvillon ausgebeutet hat. Und zwar ist dies in dem ausgedehntesten Maßstabe, nicht allein für politische Verhältnisse der Fall, sondern auch für das Privatleben des Königs, wo der Verfasser als Kammerherr desselben eigene Nachrichten hätte bringen können.

So sind, oft ganze Seiten wörtlich, ungefähr 40 Stellen aus diesen beiden Autoren, meistens aber aus Martinière, entnommen.

Ich setze des Beispiels wegen zwei kurze Stellen hierher:
Eroberung Tönningens.

Pöllnitz 2, 27.

L'administrateur soutenoit au contraire que l'armée suédoise étoit entrée dans Tönningue à son insu et contre sa volonté . . .

Martinière 1, 105.

L'administrateur soutenoit que l'armée suédoise étoit entrée dans Tönningue à son insçu et contre sa volonté . . .

Eindruck des hannöverschen Bündnisses in Wien:

Pöllnitz 2, 157.

La cour de Vienne avoit été d'abord comme étourdi par la nouvelle de l'alliance de Hanovre; mais elle revint peu à peu de ce premier embarras . . .

Martinière 2, 68.

La cour Impériale avoit été d'abord comme étourdie par la nouvelle de l'Alliance de Hanovre; mais elle revint peu à peu de ce premier embarras . . .

Dies sind jedoch nicht die einzigen Quellen Pöllnitzens. Hier und da fallen in der leichten, gewandten Darstellung Stellen durch ihre scharfe und knappe Form auf. Man erkennt in ihnen leicht den Stil Friedrichs des Großen. So ist die Zeichnung Sefeldorfs 2, 159 aus den Mémoires de Brandenbourg entnommen.

Pöllnitz.

À un esprit d'intérêt sordide il joignoit des manières grossières. Le mensonge lui étoit si habituel, qu'il avoit perdu l'usage de la vérité . . .

Friedrich (Oeuvr. 1, 157).

Il étoit d'un intérêt sordide; ses manières étoient grossières et rustes; le mensonge lui étoit si habituel, qu'il en avoit perdu l'usage de la vérité . . .

Auch die Geschichte von der Zusammenkunft Augusts von Polen mit Grumbkow in Krossen und von dem Tode des ersteren hat Pöllnitz aus den Memoiren Friedrichs entnommen, nur daß Friedrich hier ein falsches Datum, der Baron das richtige bringt.

Aber Droysen hat auch als erster nachgewiesen, daß Pöllnitz die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth in Händen gehabt und sie stark benutzt hat; diese haben dann seinem Buche eine ganz andere Färbung gegeben. Die Geschichte von der Doppelheirat, die in den Memoiren der Markgräfin in marternder Breite behandelt wird, erscheint in getreuer Kopie auch bei Pöllnitz und nimmt auch hier einen großen Raum ein. Die Mißhandlungen des Kronprinzen Friedrich, seine Flucht, Aburteilung und Gefangenschaft mit allen Fehlern und Entstellungen der Markgräfin, Züge aus dem Innersten der königlichen Familie, Skandalgeschichten: alles findet sich bei Pöllnitz wieder.

Schon Stenzel bemerkt 3, 235, daß Pöllnitz oft mit der Markgräfin auffallend übereinstimme. Ich führe zum Beweise eine Stelle an, wobei ich mich jedoch einer deutschen Übersetzung der Pöllnitzschen Memoiren bedienen muß, da mir das Original augenblicklich nicht zu Gebote stand. Die Königin entschließt sich auf die Drohungen des Königs, die Doppelheirat aufzugeben und für ihre Tochter den Erbprinzen von Bayreuth zu nehmen:

Pöllnitz 2, 303.

„Giebt es denn noch andere Partien für Ihre Tochter?“ fragte der König. „Da ist der Erbprinz von Bayreuth“, sagte die Königin; „er gehört zu Ihrem Hause und wird einst regierender Herr. Er ist ungefähr in einem Alter mit Ihrer Tochter und ich glaube, daß er in aller Absicht den beiden von Ihnen gewählten Prinzen vorzuziehen sei.“ Der König erwiderte endlich, er sei es zufrieden, allein er werde die Prinzessin nicht aussteuern.

Markgräfin, Tüb. Ausg. 1, 123.

„Nun gut“, antwortete mein Vater, „können Sie mir einen solchen nennen? so sind wir einig.“ „Da ist“, nahm die Königin das Wort, „der Erbprinz von Bayreuth; er gehört Ihrem Hause an, hat ein hübsches Land, paßt sich dem Alter nach zu meiner Tochter und soll ein sehr artiger Prinz sein.“ „Wohl! ich bins zufrieden“, rief der König, „aber ich gebe ihr weder Mitgift noch Aussteuer.“

Das Werk Pöllnitzens ist also auf folgende Weise entstanden. Er machte aus den Büchern Martinières und Mauvillons, namentlich für die politischen Verhältnisse, wörtliche Auszüge; in diese verwob er dann mit vielem Geschick die Schilderungen der Markgräfin. Es ist klar, daß der Verfasser bei der entgegengesetzten Richtung seiner Quellen in Widersprüche geraten mußte. Um das Buch dem Geschmacke seines Publikums noch anziehender zu machen, durchslicht er das Ganze mit zahlreichen Anekdoten. Er schneidet die Charaktere nach seiner Weise zurecht, streicht hier Fehler und Mängel hinweg, dichtet sie dort hinzu und rächt sich so auf empfindliche Weise oft an Personen, die es nicht

der Mühe für wert gehalten, sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen. Dies hat schon König seiner Zeit richtig beobachtet.

Originale Nachrichten bringt Pöllnitz nur am Schlusse seines Werkes einige, so über den König Stanislaus von Polen, über die Bauten in Berlin unter Derschau, über den Abenteurer Eckart. Von den Verdiensten des Königs um die Verwaltung weiß er so gut wie nichts zu berichten.

Was die äußere Form anbetrifft, so steht diese weit über den zeitgenössischen Memoiren und Geschichtswerken. Pöllnitz besitzt eine seltene Gewandtheit in Sprache und Darstellung, was er schreibt, liest sich leicht und gut. Nur hieraus lassen sich einige günstige Urtheile erklären, wie das von Dohm: „Das Buch verdient Aufmerksamkeit inbetreff der Vorfälle am Hofe und in der königlichen Familie.“ Merkwürdig bleibt es immer, daß ein gründlicher Forscher wie Stenzel die Genesis dieses Machwerkes nicht erkennen und Autoren wie Faszmann, Mauvillon und Pöllnitz stets neben einander citieren konnte.

Mir scheint das Urtheil gerechtfertigt zu sein, daß die Memoiren des Barons von Pöllnitz für die Geschichte Friedrich Wilhelms I entbehrt werden können.

Die Markgräfin von Bayreuth.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Bareith, soeur de Frédéric le Grand, depuis l'année 1706—42. 2 Vol. Brunswick 1810. Deutsch Tübingen 1810 u. 11. 2. B. Büsching 132, 183, 187, 190, 273. Dohm 5, 469. Stenzel 3 a. v. D. Preuß, Oeuv. 27 Einl. Ebert 2, 318 Barnhagen v. Ense, Leopold v. Dessau, 65. Carlyle 1, 305; 2, 209; 3, 135. Ranke 24, 57. Perz. Droysen 4, 4, 33. J. Pierson.

Ich bemerke im voraus, daß ich über die Markgräfin bei der großen Fülle des Materials nur eine kurze Skizze geben will und kann.

Die Markgräfin wurde als die älteste Tochter des Königs 1709 geboren, vermählte sich 1731 mit dem Erbprinzen von Bayreuth und starb 1758, am Tage der Schlacht bei Hochkirch. Aus ihrer anfangs glücklichen, dann unglücklichen Ehe ging nur eine Tochter, Friederike, hervor, die an den Herzog Karl Eugen von Württemberg verheiratet wurde. Die Markgräfin war witzig, lebhaften Geistes, stets schlagfertig und von vortrefflicher Bildung, namentlich in der französischen Litteratur, aber sie war auch boshaft, rachsüchtig und im höchsten Grade von sich eingenommen. In ihren letzten Lebensjahren, als häusliche Leiden und Krankheiten zunahmen, wurde sie verstimmt, verbittert und ungerecht gegen die ganze Welt. Von allen Mitgliedern der Familie liebte sie ihren Bruder Friedrich (den Großen) am meisten und nahm an seinen Spielen und Studien, seinen Leiden und Freuden den lebhaftesten Antheil. Auch nach ihrer Verheiratung blieb dies herzliche Einvernehmen zwischen beiden bis zum letzten Augenblicke der Markgräfin bestehen. Nur einmal, nach dem zweiten schlesischen Kriege, trat durch die Schuld der Markgräfin infolge ihrer Sympathien für Oesterreich eine Entzweiung ein, die jedoch bald beseitigt wurde. Aus den im 27. Bande

der Oeuvres de Fr. le Grand gesammelten Briefen der Geschwister spricht auf beiden Seiten die zärtlichste und innigste Freundschaft. Trotzdem war es der Markgräfin möglich, den Charakter Friedrichs in ihren Memoiren zu verunstalten. Der König behandelte sie, obwohl er sie wie seine übrigen Kinder liebte, namentlich solange die Frage der Doppelheirat*) unentschieden war, mit großer Strenge, weil sie französischem Wesen zugeneigt war, weil ihm ihre Spöttereien über das Treiben am Hofe und über ihn selbst nicht entgingen, und weil sie an dem Intriguenspiel der englischen Partei thätigen Anteil nahm.

Die Memoiren der Markgräfin erschienen 1810 zu Tübingen bei Cotta in deutscher Übersetzung, bald darauf noch in demselben Jahre bei Bieweg in Braunschweig in französischer Sprache; der deutsche Text umfaßte die Jahre 1709—33, der französische die Jahre 1706—42. Sie erschienen also in Feindes Land, zu einer Zeit, da der preußische Staat zertrümmert darnieder lag, und entrollten ein wahrhaft erschreckendes Gemälde von den Zuständen des damaligen Hofes, von den Begebenheiten im Schoße der königlichen Familie, von dem Könige, ihrem Vater, und seinen vertrautesten Ratgebern. Was Voltaire einst in die Welt geschleudert, das wurde nun von der Tochter dieses Königs, der bekannten Lieblingschwester Friedrichs, der geistreichen Fürstin, nicht allein bestätigt, sondern ohne jede Rücksicht und Schonung und darum mit scheinbar größerer Glaubwürdigkeit, in höchst anziehender und blendender Darstellung, noch weiter ausgeführt. Patriotische Stimmen erhoben zwar Zweifel an der Echtheit der Memoiren, zunächst wegen ihrer franzosenfreundlichen Färbung. Sagt doch die Markgräfin wiederholt, sie habe eine „Haut estime pour cette nation“, an einer anderen Stelle geradezu: „Tout François établi dans un pays étranger est noble comme le roi, quoique quelquefois leur grand-père ait été maître d'hôtel ou laquais à Paris.“ Sodann hauptsächlich wegen der zahlreichen Abweichungen in den beiden Texten. Aber diese Zweifel wurden bald durch das Anerbieten der Herausgeber, die Originalhandschriften vorzulegen, beseitigt. Seitdem gelten die Memoiren der Markgräfin als eine besonders schätzenswerte und authentische Quelle und beherrschten bis in die neueste Zeit hinein die historische Auffassung. Dohm sagt naiv genug: „Die Memoiren Wilhelminens enthalten das lebendigste, vermutlich auch zuverlässigste Bild, denn sie würde nicht so häßlich dargestellt haben, wenn es nicht wahr gewesen.“ Stenzel behandelt sie durchweg als authentische Quelle, und auch Ebertz bemerkt: „Vor allem lehrreich sind die Memoires de Bareith . . . es ist jetzt Mode geworden, diese unglückliche Fürstin für eine herzlose

*) Zur Erklärung dieser Doppelheirat diene folgendes: Die Königin strebte unermüdet nach einer Verbindung der damals verwandten Häuser Preußen und England—Hannover; es sollte eine Doppelheirat zwischen ihren beiden ältesten Kindern Friedrich und Wilhelmine und den Kindern ihres Bruders Georg II von England stattfinden. Die kaiserliche Partei, Seckendorf und Grumbkow, suchten dies mit allen Mitteln zu hintertreiben; der König selbst hatte schwere Bedenken gegen sie, und so kam sie nicht zustande.

Tochter zu erklären, welche die edle Natur ihres Vaters nicht verstehen konnte.“

Die ersten bedenklichen Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Memoiren erregte Ranke in seiner Abhandlung; doch gelangte er noch zu keinem endgültigen Resultate, und noch in der zweiten Auflage seiner preussischen Geschichte (Leipz. 1874, 5, 96) bezeichnet er sie als eins der merkwürdigsten Denkmale über den Zustand des preussischen Hofes. Ein Jahr darauf bewies Perz die Echtheit der Memoiren und kam zu der Ansicht, daß es der Markgräfin Zweck gewesen wäre, sich und ihre zukünftigen Leser zu unterhalten; man sollte überall von der geistreichen Prinzessin reden. Dann wies Droysen in einem gründlichen und erschöpfenden Aufsätze nach, daß die „Memoiren sowohl in dem, was sie erzählen, sowie in den Aktenstücken, die sie mitteilen, entstellt und gefälscht, daß sie als Quelle für die preussische Geschichte wertlos sind.“

Es ist schwierig, die Abfassungszeit der Memoiren genau zu bestimmen. Da sämtliche acht Handschriften, die von ihnen bis jetzt vorliegen, von einander abweichen, so ist es klar, daß die Markgräfin ihre Memoiren mehrmals umgearbeitet hat, und daß von den einzelnen Umarbeitungen Abschriften genommen wurden. Der erste Entwurf der Memoiren wurde wahrscheinlich 1743 abgeschlossen; diese erste Redaktion wird durch die Cotta'sche Ausgabe repräsentiert. Dann folgte seit dem Jahre 1744 eine Reihe neuer Überarbeitungen, von denen jede folgende immer heftiger und bissiger wird; die letzte Redaktion ist die Originalhandschrift, nach welcher die Braunschweiger Ausgabe gemacht ist; es läßt sich nachweisen, daß die Markgräfin an dieser letzten Redaktion noch 1755 gearbeitet hat. Also während dieses ganzen Zeitabschnittes ist die Markgräfin nur mit geringen Unterbrechungen mit ihren Memoiren beschäftigt. Sie sucht augenscheinlich in der Aufzeichnung ihrer Erlebnisse einen Ersatz für den Kummer, den ihr die Untreue des Gemahls bereitet. Aber je größer ihr Kummer mit der Zeit wird, je gereizter und verbitterter ihr Gemüt, desto rücksichtsloser und herber wird auch ihre Feder; man kann dies leicht durch die einzelnen Redaktionen hindurch verfolgen. Es ist bei der Menge von Fehlern und Irrthümern auch da, wo die Markgräfin kein Interesse hatte, die Wahrheit zu entstellen, nicht anzunehmen, daß sie nach einem Tagebuche gearbeitet hat, daß ihre Memoiren vielmehr auf Erinnerungen, denen einzelne Briefe zu Hilfe kamen, beruhen.

Gleich am Eingange ihrer Memoiren entwirft die Markgräfin ein kurzes Charakterbild ihres Vaters. Er besäße viel Urtheil, wäre äußerst arbeitsam, liebe das Militärwesen und halte daher seine Armee in vortrefflicher Ordnung; er sei lebhafter und ausbrausender Natur, und das führe ihn oft zu Gewaltthaten, die er dann bitter bereue; sein Herz wäre von Natur gut, aber er ziehe meistens die Gerechtigkeit der Milde vor; seine Liebe zum Gelde habe ihm den Namen eines Geizhalses eingebracht, jedoch gelte dieses Laster nur für seine Person und seine Familie, denn seine Günstlinge überhäufe er mit Gütern;

er sei fromm bis zur Bigotterie, argwöhnisch, eifersüchtig, oft heuchlerisch und ein Verächter des weiblichen Geschlechtes.

Dieses noch erträgliche Urteil wird aber vollständig verwischt durch das, was sie im Verlaufe ihrer Memoiren von dem Könige zu erzählen weiß. Sie erzählt Dinge von ihrem Vater, die den Leser mit Schauder gegen eine Tyrannei erfüllen müssen, die selbst in jenem Jahrhunderte ihresgleichen nicht hatte. Unaufhörlich begegnen wir Klagen über unverdiente Schmähungen und Mißhandlungen, die oft beinahe den Tod Wilhelminens herbeigeführt hätten. Die Qualen der Hölle und der Märtyrer wären nichts gegen die ihrigen gewesen. „Je souffris les martyres du purgatoire; les peines du purgatoire ne pouvoient éгалer celles, que nous endurions . . .“ Das sind die üblichen Ausbrüche ihrer Verzweiflung. Diese Mißhandlungen steigern sich, je schiefes es mit dem Doppelheiratsprojekt geht, je mehr man sich dem Jahre 1730 nähert. Der bloße Anblick beider — Wilhelminens und Friedrichs — genügt schon, um den König in heller Wut auf sie zustürzen zu lassen, auf die „Canaille Angloise“ und den „Coquin de Fritz“. Selbst in seiner schweren Krankheit schlägt er mit seiner Krücke nach Wilhelmine, wenn sie in seine Nähe kommt. Um solchen Mißhandlungen zu entgehen, heuchelt sie mehr als einmal Krankheit, aber auch dann kennt der König kein Erbarmen; er zwingt die Kranke in erbarmungsloser Weise, einen großen Becher Rheinwein auszutrinken, so daß sie sich hiervon beinahe den Tod holt. Aber mit den Schlägen allein ist es nicht gethan, der Vater läßt beide auch bitteren Hunger leiden. „Le roi nous laissoit mourir de faim, mon frère et moi . . .; nous ne vivions l'un et l'autre que de café au lait et de cerises sèches.“ „Car je mourois de faim n'ayant rien à manger qu'une soupe d'eau au sel et un ragoût de vieux os, rempli de cheveux et de saloperies.“ Das sollen wir der Markgräfin glauben! Aber noch weit schlechter als sie kommt ihr Bruder Friedrich weg; er wird noch weit mehr geschlagen, er wird von dem Könige bei den Haaren durch das Zimmer geschleift, ja einmal versucht es der König sogar in einem Wutanfalle ihn zu erwürgen, indem er ihn an ein Fenster schleppt und die Schnur des Vorhanges um seinen Hals schlingt: „Il prétendit faire l'office des muets de serail!“

In einem seltsamen Kontraste zu solchen gräßlichen Szenen steht dann mit einem Male die Schilderung von dem gemütlichen und traulichen Zusammensein der beiden Geschwister. Sie kommen jeden Nachmittag zusammen, lesen, plaudern und scherzen. „Je me souviens qu'en lisant le roman comique de Scarron nous en fimes une assez plaisante application sur le clique impériale . . . nous nommions Grumbkow le Rancune . . . le roi Ragotin.“ Also inmitten dieser Höllequalen lachen und spotten sie über den König und seine Clique!

Aber auch die Königin wird durch ihre Stellung nicht vor der Wut des Königs bewahrt, er schreibt in Ausdrücken an sie „que je

la passerai sous silence“. Nach den Memoiren der Markgräfin scheint es, als ob dieser arbeitsamste aller Monarchen seine ganze Lebenszeit mit Schmähungen, Schlägen und Tyrannisierung seiner Kinder zugebracht habe.

Die Sittenreinheit des Königs wird einstimmig von allen Zeitgenossen gerühmt, nur in den Augen seiner Tochter findet er auch hierin keine Gnade; sie erzählt eine Geschichte von ihm, die hier nicht wiedergegeben werden kann. Hier kann man sie bereits mit ihren eigenen Worten widerlegen, denn in der ersten Niederschrift der Memoiren (Tüb. Ausg. 1, 15) berichtet sie, der König habe seine Ehre darin gesetzt, in dem Punkte der Keuschheit den Vorschriften des Evangeliums zu leben.

Was war nun aber der Grund nach der Ansicht der Markgräfin zu diesen Zerwürfnissen in der königlichen Familie? Nach ihrer Ansicht kommt alles Unheil davon her, daß ihre Eltern über ihre Heirat nicht einig sind. Vor allem ist es des Königs Eigensinn, der die ersehnte Doppelheirat mit dem englischen Hause nicht zustande kommen läßt. Daß der König schließlich triftige Gründe hatte, dieses Doppelheiratsprojekt ganz aufzugeben, daran wird nicht im entferntesten gedacht, sondern er ist der eigenwillige Haustyrann, der das Glück seiner Kinder unbarmherzig zerstört. Die Geschichte dieser unglückseligen Doppelheirat zieht sich in unangenehmer Breite durch das ganze Buch; beinahe auf jeder Seite ist von ihr die Rede, von den Intriguen und Machinationen der einzelnen Parteien, dieselbe zu befördern oder zu verhindern. Nach der Markgräfin dreht sich die ganze Politik Englands und Preußens um diese Doppelheirat und, da sie der Mittelpunkt derselben ist, um sie selbst, und der Leser atmet schließlich erleichtert auf, als sie endlich 1731 zu Bayreuth glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen ist.

Mit der Verheiratung der Markgräfin hört die Schilderung der Mißhandlungen seitens ihres Vaters auf. Der König erscheint fortan in einem viel günstigeren Lichte; jedoch weiß sie hier und da noch einen häßlichen Zug zu erwähnen. So erzählt sie, der König habe sie bei ihrer ersten Anwesenheit in Berlin nach der Verheiratung mit ihrer Armut verhöhnt; er sei zwar auch ein armer Mann; er wolle ihr aber hin und wieder zehn bis zwölf Gulden geben und die Königin werde ihr manchmal ein Kleid schenken, da sie kein Hemd auf dem Leibe habe. In einem gleichzeitigen Briefe (22. Nov. 1732) der Markgräfin dagegen liest man: „Le roi est fort gracieux envers moi et m'en a donné une terre de 22 000 écus.“ Ein bezeichnender Widerspruch! — Sie nennt den König jetzt häufig „Ce cher père“ und bemerkt, als sie von ihm Abschied nimmt: „Ce fut la dernière fois, que je vis ce cher père dont la mémoire me sera à jamais en vénération.“ Dem entspricht leider wenig das Denkmal, das sie ihm in ihren Memoiren gesetzt hat.

Aber merkwürdig! Ein völliger Umschwung läßt sich dagegen seit dieser Zeit in ihrer Gesinnung gegen ihren Bruder Friedrich be-

merken, der ihr früher so überaus teuer gewesen ist, mit dem sie Freuden und Leiden geteilt hat. Zum Jahre 1734 läßt sie ihren Gemahl vom Kronprinzen berichten, daß er sich sehr zu seinem Nachtheile verändert habe, daß er ein ganz anderer Mensch geworden sei. Friedrich kommt dann noch in demselben Jahre nach Bayreuth. Er erzählt ihr, daß er seine Armee vermehren, sonst aber alles auf demselben Fuße lassen werde, daß er seine Mutter zwar immer lieben, aber ihre Einmischung in die Geschäfte nicht dulden werde. Jedenfalls sehr vernünftige Ansichten. Er giebt ihr ferner den Rat, wenn ihr Schwiegervater gestorben sein würde, sich auf kleinen Fuß zu setzen und Schulden zu bezahlen. „Je tombai de mon haut, schreibt die Markgräfin dazu, je ne savois, si je dormois, ou si je veillois.“ Sie schämt sich nicht, die schimpfliche Charakteristik, die ihr Superville*) von Friedrich entworfen, in ihre Memoiren aufzunehmen: Er habe einen großen Geist, aber ein schlechtes Herz und einen schlechten Charakter, er sei heuchlerisch, argwöhnisch, von Eigenliebe blindlings eingenommen, undankbar, lajterhaft, habe Anlagen zu größerem Geize als sein Vater, keine Religion; er bemühe sich zwar eifrig, die Welt zu täuschen, aber viele hätten trotz seiner Verstellungskunst seinen Charakter durchschaut. Endlich beklagt sich die Markgräfin über die Gleichgültigkeit und Kälte Friedrichs ihr gegenüber, daß er ihre Briefe nicht beantworte u. a. m.; wir werden später hierauf noch einmal zurückkommen müssen.

Während die Markgräfin die Personen ihrer Memoiren schonungslos kritisiert, weiß sie von sich selbst nur Lößliches und Einnehmendes zu berichten. Da erfahren wir, daß sie schon mit anderthalb Jahren weiter war, als Kinder gleichen Alters zu sein pflegen, daß die Königin sie mit dem zehnten Jahre für verständig genug hielt, sie in die wichtigsten Geheimnisse einzuweihen, daß sie in kurzer Zeit erstaunenswerte Fortschritte machte. Ihren Bruder Friedrich schildert sie dagegen als sehr schwer begreifend. „Il n'apprenoit que très-difficilement!“ Sie führt dann Proben ihrer glänzenden Fähigkeiten vor; sie spricht mit 14 Jahren das Englische so fertig, daß die Begleiter des Königs Georg I von ihr entzückt waren und erklärten: „Que j'étois faite pour être un jour leur souveraine.“ Obwohl es ihr sehnlichster Wunsch ist, sich nach England zu verheiraten, so bleibt sie doch merkwürdigerweise sehr kühl und gelassen, während ihre Mutter vor Freude außer sich ist, als es heißt, der Prinz Friedrich von England werde infognito nach Berlin kommen, um die Verbindung endlich zu schließen. „L'ambition n'est pas mon défaut“ erklärt sie bescheiden. Auch August II von Polen kommt 1728 nach ihrer Meinung nur zu dem Zwecke nach Berlin, um sich mit ihr zu verloben. Die Sache scheidert

*) Daniel Superville war Arzt, behandelte den König, als er an der Wassersucht litt, war viel in Friedrichs Umgebung, wurde von diesem der 1738 schwer erkrankten Markgräfin empfohlen und ihr Leibarzt; er ist der Stifter der Universität Erlangen; er geriet als Aufklärer mit der Geistlichkeit in Kämpfe, legte alle seine Ämter nieder und trat in braunschweigische Dienste. Die Markgräfin hinterließ ihm eine Handschrift ihrer Memoiren, die dann 1810 zu Braunschweig erschienen.

zwar an dem Widerstande des polnischen Kronprinzen, allein auch die polnischen Herrschaften sind von ihr ganz bezaubert: „Ils disoient hautement, qu'il falloit que je devinsse leur reine.“

Zu welchem Abschnitte der Memoiren wir uns auch wenden mögen, nirgends erhalten wir einen wohlthuenden Eindruck. Die Markgräfin weiß uns nichts von den segensreichen Einrichtungen ihres Vaters, von dem Gesichte ihrer bayreuthischen Unterthanen zu berichten, kaum erwähnt sie einmal ihres einzigen Kindes. Sie faßt die Dinge nur von ihrer Schattenseite auf und liefert nur Karikatur. Sie will, wiederholt sie öfter, ihre Leser amüsieren, und deshalb mischt sie in die Erzählung noch eine Menge von Anekdoten und von Geschichten, die man der Feder einer Dame von solcher Bildung und von solchem Stande kaum zutrauen sollte. Wenn sie wiederholt sagt, die Ausdrücke ihres Vaters seien derart gewesen, daß man sie nicht wiedergeben könne, so können wir leicht eine Blumenlese von mindestens gleich kräftigen Ausdrücken aus ihren eigenen Memoiren zusammenstellen. Man lese nach, was Scherr in seiner Geschichte der deutschen Frauenwelt im zweiten Bande hierüber äußert.

Die Markgräfin nimmt ebenfalls wie Pöllnitz gerne die Miene unparteiischer Geschichtsschreibung an. Öfter heißt es: „J'abhorre la fausseté“. . . . je me pique d'être véridique je me fais un plaisir, de ne rien cacher.“ Vieles von dem, was sie berichtet, entzieht sich nun freilich jeder Kontrolle. Vieles dagegen läßt sich der Kritik unterwerfen; hier können wir sie Schritt für Schritt widerlegen. In dreifacher Weise läßt sich hier eine Kontrolle ausüben: durch Vergleichung der einzelnen Redaktionen, durch Vergleichung der Memoiren mit den Briefen der Markgräfin, durch Vergleichung der politischen Thatsachen, die sie erzählt, mit den Akten.

Die Markgräfin berichtet zum Jahre 1716, der Graf Poniatowski sei von Schweden nach Berlin gekommen, man habe mit ihm einen geheimen Traktat geschlossen, nach welchem Schwedisch-Pommern gegen Entschädigung an Preußen kommen, sie selbst, sobald sie das gehörige Alter erreicht, an Karl XII vermählt werden sollte. Zum folgenden Jahre erzählt sie, daß ihre Eltern nach Hannover gereist und daß dort die Doppelheirat beschlossen worden sei. Beide Nachrichten sind falsch (Droysen 4, 4, 36). Ebensovienig läßt sich der geringste Beweis dafür beibringen, daß sie mit August II von Polen vermählt werden sollte. Erfunden ist das meiste von dem, was sie zum Jahre 1729 über die geheime Sendung De la Motte's nach Berlin, über den Plan des Prinzen von England nach Preußen zu kommen, über die plötzliche Zurückberufung desselben von Hannover nach Hause erzählt. Sie läßt bei dieser Gelegenheit den Grafen von Seckendorf in Berlin eine große Rolle spielen, während derselbe sich zu dieser Zeit garnicht in Berlin befindet; dasselbe passiert ihr später noch einmal. Sie teilt ferner zu dieser Angelegenheit ein Aktenstück mit, das offenbar gefälscht ist. Es ist dies das Schreiben an den General Fink, in dem Fr. Wilhelm seiner Gemahlin seine letzte Willensmeinung zu erkennen giebt. Das Schreiben

hat in der Braunschweiger Ausgabe eine ganz andere Fassung, als in der Tübinger, so daß also die Markgräfin entweder ein ganz falsches Aktenstück mitteilt, oder das Original gefälscht hat. Keine Erfindung ist es, was die Markgräfin ferner von der Audienz des englischen Gesandten Hotham erzählt. Hotham erklärt hiernach, der englische Hof habe alle Forderungen des Königs bewilligt; er legt aufgefangene Briefe vor, die die Untreue Grumbkows beweisen sollen: „Le roi les prit d'un air furieux, les jeta au nez de M. Hotham et leva la jambe comme pour lui donner un coup de pied; il se ravisa pourtant et sortit de la chambre sans lui rien dire, jettant la porte après lui avec emportement.“ Ganz anderes Licht wirft auf diese Sache der eigene Bericht Hothams an Lord Harrington bei Carlyle II, 163: „Er (der König) nahm mir den Brief ab, warf einen Blick darauf und indem er sah, daß es Grumbkows Hand war, sagte er mit allem erdenklichen Zorn zu mir: Messieurs, j'ai en assez de ces choses là, warf den Brief zur Erde und sofort sich umdrehend ging er zum Zimmer hinaus und machte die Thüre hinter sich zu.“ Unmittelbar darauf bringt die Markgräfin einen Brief des Kronprinzen an Hotham, der in der letzten Redaktion wiederum eine andere Fassung, als in der ersten trägt, also willkürlich abgeändert ist. Vielfach entstellt sind auch die Berichte über den Fluchtversuch des Kronprinzen, über das Verhör zu Wesel, über das Urteil des Kriegsgerichts und über die Hinrichtung Rattes.

Es wurde schon oben erwähnt, wie die Markgräfin im Verlaufe der Memoiren den Charakter ihres Bruders immer häßlicher darstellt, wie derselbe allmählich immer tiefer gesunken sei, wie alle Welt angefangen habe, ihn zu hassen, wie jedermann wünsche, daß sie den Einfluß, den sie früher auf ihn gehabt, wieder gewinnen möge. Sie teilt zur Krankheit ihres Vaters einen Brief Friedrichs mit, der in der Fassung, wie er in den Memoiren steht, eine wahrhaft rohe Empfindungsweise zeigt. Der Brief ist jedoch gefälscht und mag als ein Beispiel, wie die Markgräfin verfäht, hierher gesetzt werden.

Sie fragt ihren Bruder um Rat, ob sie zum Sterbebette des Vaters kommen solle und erhält von ihm aus Ruppin folgende Antwort:

Memoiren 1, 288.

Echter Brief Oeuv. 27, 78 Nr. 77.

Votre estafette m'a jetté dans une surprise extrême. Que diantre! voulez-vous faire venir ici dans cette galère? Vous serez reçue comme un chien et on vous saura peu de gré de vos beaux sentiments. Jouissez du repos et des plaisirs que vous goûtez à Baireuth et ne songez point à venir dans un infer, où on ne fait que soupirer

Je ne conçois pas, comme il est possible d'avoir une si vive envie de venir ici dans les circonstances présentes. Le roi à la vérité est très mal, mais ma très-chère soeur, c'est à Berlin une vie, qui ne vous convint en vérté nullement, mais si vous vous en repentez et que vous en ayez du chagrin, ne vous en prenez à moi . . .

et souffrir et où tout le monde
est maltraité . . .

die Krankheit ziehe sich in die Länge,
sie könne die Reise noch aufschieben. .
je pars après demain pour re-
tourner à la galère.

Als nun Friedrich König ist, erzählt die Markgräfin weiter, schreibt sie mit jeder Post an ihn, mais six semaines se passèrent sans que je reçusse de réponse; endlich erhält sie ein Schreiben, aber das war fort froide. Aus diesen sechs Wochen aber haben wir nicht weniger als sieben Briefe Friedrichs an die Markgräfin, die durchaus keine Kälte zeigen. Friedrich kommt dann im August selbst nach Bayreuth; wiederum Klagen in den Memoiren über sein frostiges Benehmen, über seine Gleichgültigkeit. Dagegen findet sich in dem Dankbriefe, den ihm seine Schwester zwei Tage darauf für den Besuch schreibt, nicht die geringste Spur, die auf ein solches Benehmen hindeuten könnte. Wenn die Markgräfin wichtige Aufschlüsse, Einweihung in die Politik, womöglich als Lieblingschwester Friedrichs Einfluß auf die Regierung erwartet hatte, so hatte sie sich freilich gründlich verrechnet. Sie spricht alsdann von dem Vertrage ihres Gemahls mit dem neuen Kaiser: Friedrich sei unwillig darüber gewesen, qu'on avoit entamé cette négociation à son insu; er habe dem Markgrafen sagen lassen, ohne Vorwissen des Hauptes der Familie dürfe er keinen Vertrag abschließen, der Markgraf habe darauf in den stärksten Ausdrücken erwidert: „Depuis ce moment la guerre fut déclarée, je ne reçus que de lettres très-dures de roi.“ Wir finden dagegen in einem gleichzeitigen Briefe Friedrichs die Erklärung, der Markgraf sei sein eigener Herr und könne thun, was ihm angemessen scheine, er warne ihn nur vor der Gefahr, der er sich aussetze. Auch zeigen die Briefe Friedrichs in der nächsten Zeit die alte Fürsorge und Herzlichkeit für seine Schwester, so daß dieses alles ebenfalls erdichtet ist.

Ich habe nur diese wenigen Beispiele herausgegriffen; sie zeigen uns, daß die Markgräfin, wo eine Kontrolle möglich ist, Thatsachen und Charaktere in grober und gehässiger Weise entstellt. Unter solchen Umständen aber sind ihre Memoiren als Quelle zur Geschichte wertlos. — Man hat die Markgräfin (so Preuß) durch die Reizbarkeit ihres Charakters, durch die im Vaterhaus erlittenen Leiden, ihre schwankende Gesundheit, den häuslichen Kummer und durch die zweijährige Entzweiung mit dem Bruder zu entschuldigen gesucht. Der Flecken, den die Memoiren auf ihren Charakter werfen müssen, mag hierdurch gemildert werden, an Wert gewinnen die Memoiren damit nichts.

Ich habe das Urteil von Perz, Ranke und Droysen über die Memoiren schon oben mitgeteilt. Ich muß hier aber auch noch die verdienstvolle Arbeit von J. Pierson erwähnen. Derselbe weist nach, daß auch der Markgräfin Berichte über das Familien- und Hofleben, welches Droysen nicht genauer untersucht hat, gleichfalls zu ihren Ungunsten sprechen. Er schließt sich Perz an, daß es ihre Absicht war, sich und ihre Leser zu unterhalten und daß sie, um in der zu jener Zeit beliebten französischen Manier zu schreiben, als Muster die Me-

moires der Mademoiselle Montpensier, der Nichte Ludwigs XIII von Frankreich, damals eine beliebte Lectüre der Gebildeten, benutzt hat. Über den Wert der Memoiren steht Pierson ganz auf dem Standpunkte Droysens.

Zu einem merkwürdigen Urtheil über die Memoiren gelangt Carlyle, dem wir sonst oft haben zustimmen müssen: „Es ist ein menschliches Buch, kein pedantisches; hier ist eine gellende weibliche Seele mit gespanntestem Ernste geschäftig, sehend und uns lehrend zu sehen. Wir finden es ein wahrhaftiges Buch, mit Herz, Auge und Verständnis erfaßt. Voller Irrtümer ist es freilich und übertreibt entsetzlich, auf seine gellende, weibliche Weise, aber es ist erhaben über die Absicht, hinter das Licht zu führen; ziehe den nötigen Subtrahend ab — sage etwa 25 Prozent, oder in den äußersten Fällen etwa 75 — und du erhältst ein menschliches Bild glaubbarer Wirklichkeiten von Wilhelmine. Praktisch ist sie eigentlich unsere einzige Hilfsquelle bei diesem Gegenstand. Über den seltsamen König Fr. Wilhelm und seinen seltsamen Hof ist kein wirkliches Licht zu erhalten, als was Wilhelmine uns gewährt.“ Carlyle aber widerlegt dies Urtheil selbst durch seine eigene vortreffliche Darstellung Fr. Wilhelms und seiner Regierung.

Journal secret du Baron Ch. L. de Seckendorff.

Tübingen 1811.

Wir finden über ihn ausführliche Nachrichten bei Th. v. Seckendorff*) 1, 6; 2, 245, 355; 3, 77, 144, 160, 211; 4, 199. Carlyle 2, 551. Droysen 4, 3, 253, Anm. 1.

Christoph Ludwig von Seckendorff war ein Neffe des Feldmarschalls Grafen Fr. Heinrich von Seckendorff, der als kaiserlicher Gesandter in Berlin und als Günstling Fr. Wilhelms I in dem Leben dieses Monarchen eine solche hervorragende Rolle gespielt hat. Nach Beendigung seiner Studien zu Leipzig berief ihn sein Oheim als Legationssekretär nach Berlin, um ihm in den diplomatischen Geschäften Hilfe zu leisten. Als der Feldmarschall im Juni 1734 zur Rheinarmee abging, um dort den rechten Flügel der kaiserlichen Armee (in dem polnischen Erbfolgekriege) gegen die Franzosen zu befehligen, trat der Neffe an dessen Stelle in Berlin, die er bis in den Oktober 1737 verwaltete. Dann war er Geheimrat in anspachischen Diensten und starb 1781.

Für die Wohlthaten, die ihm sein Oheim bewiesen, zeigte er sich dankbar und suchte dessen Lage, als er nach dem unglücklichen Kriegszuge gegen die Türken 1737 gefangen gesetzt wurde, auf alle erdenkliche Weise zu mildern. Der Verfasser der Lebensbeschreibung ist seines

*) Theresius, Freiherr v. Seckendorff, Wetter des Feldmarschalls, zuerst in französischen Kriegsdiensten, dann fränkischer Kreisoberster, † 1825. Seine Lebensbeschreibung des Feldmarschalls v. Seckendorff ist sehr wertvoll, weil meist zuverlässig und reich an Material; aber der Verfasser ist österreichisch gesinnt und in seinem Urtheil beeinflusst.

Lobes voll, wozu wohl das verwandtschaftliche Verhältnis viel beigetragen haben mag. Er rühmt ihn als einen der hellsten Köpfe und edelsten Männer seines Zeitalters, unübertreffbar im Kabinette und an den Höfen, bieder und deutsch als Privatmann. Er habe sich in kurzer Zeit durch gesetztes Wesen, Verschwiegenheit und Fleiß einen für seine Jahre seltenen Tiefblick in die verwickeltsten Staatsgeschäfte und durch eine Menge untadelhaft ausgeführter Aufträge das Vertrauen seines Hofes erworben.

Das Journal secret erschien 1811 in Tübingen bei Cotta; es war dem zweiten Teile der Memoiren der Markgräfin, welcher die Fortsetzung nach der Braunschweiger Ausgabe bis 1742 brachte, beigefügt. „Ich habe, sagt der Herausgeber in der Vorrede, das Journal secret beifügen lassen, das manches in den Denkwürdigkeiten in ein helleres Licht setzt und einen gleich merkwürdigen Beitrag zu der Geschichte des preußischen Hofes in jenem Zeitraume abgiebt.“

Das Journal secret ist das Tagebuch des jüngeren Seckendorff, der an seines Oheims Stelle in Berlin zurückgeblieben war, um hier die Verhältnisse scharf zu beobachten und seinem Oheim, sowie dem Wiener Hofe sorgfältige Berichte über die Stimmung des Königs abzustatten. Die Aufzeichnungen beginnen mit dem 14. Juni 1734 und reichen bis zum Schlusse des Jahres 1738, für unseren Zweck aber nur bis zu dem 6. Oktober 1837, da der Baron mit diesem Zeitpunkte seinen Posten in Berlin verläßt, erstrecken sich also für die Geschichte des Königs auf einen Zeitraum von 3 Jahren und 3 Monaten. Es sind meist kurze Notizen, ohne Ordnung und Zusammenhang, bald in deutscher, bald in französischer Sprache hingeworfen, theils eigene Beobachtungen, theils Äußerungen, die der Baron vom König selbst oder von dessen Ministern, oder von fremden Gesandten gehört, oder die ihm von vertrauten oder bestochenen Personen mitgeteilt sind. So berichtet Seckendorff selbst zum 14. September 1734, als der König von der Rheinkampagne krank zurückgekehrt war, daß er einen Kammermohren bestochen habe, der ihm alle Vorgänge im Krankenzimmer überbringen müsse. Das Journal secret gewährt uns überhaupt einen höchst belehrenden Einblick in die Intriguen, Kniffe und Schliche der lauerten und horchenden Diplomatie. Und Oesterreich hatte gerade damals alle Ursache, in Berlin scharf aufzupassen, da in dem Könige starke Zweifel an den redlichen Absichten des Wiener Hofes aufzusteigen begannen.

Die meisten Personen im Journal tragen merkwürdige Beinamen, wie sie zum Teil auch im Tabackskollegium im Gebrauch waren. Der König heißt Vitellius, die Königin Olympia, August III Mantelsack, Grumbkow Biberius, Seckendorff Senior Germania, August II der alte Patron, der Kaiser Augustissime, der Kronprinz Junior, Leopold von Dessau la Barbe, Manteuffel le Diable u. s. w.

Was den Inhalt anbelangt, so kann man von vorne herein sagen, daß der größte Teil dieser Notizen und Bemerkungen unmöglich kontrolliert werden kann.

So erfährt der Baron durch den bestochenen Mohren die genauesten Nachrichten über die Krankheit des Königs, die oft einen so bedenklichen Lauf nahm, daß man in Wien schon den Tod des Königs berechnete. Um die Art und Weise des Tagebuchs kennen zu lernen, führe ich hier einige Stellen an:

1734. 20. Sept. „Le nègre me fait un fidèle rapport de l'état de la santé du roi. Der König ist beständig im Bett, doch so, daß er mehr sitzt als lieget.

Hat ein paarmal Toback rauchen wollen, es will aber wegen des kurzen Atems nicht wohl angehen.

Ist geschwollen bis an den Nabel und kann nicht auftreten.

Ist sehr übler humeur.

22. Sept. Le roi commence à se mieux porter, a ordonné de faire venir deux cent colosses (Riesengrenadiere) dans sa chambre.

21. Okt. In Potsdam steht es schlecht.. Sans un miracle le roi ne peut plus vivre.

25. Okt. „Le roi ne peut vivre au delà de trois semaines.“

Unter solchen Umständen ist man in Wien sehr wenig davon erbaut, daß, wie Seckendorff berichtet, zwischen dem Könige und dem Kronprinzen das allerbeste Einvernehmen herrscht:

21. Okt. „La confiance et l'harmonie entre le père et le fils sont admirables. Le prince royal est véritablement attendri de la situation du roi, hat sich die Augen ganz aus dem Kopfe herausgeweint, le roi l'appelle toujours Fritzchen.“

Und dies um so weniger, als der Kronprinz dem Ministergeneral Grumbkow, dem Freunde Oesterreichs, großes Mißtrauen entgegenbringt. Daher heißt es, den Kronprinzen zu gewinnen, und zu diesem Zwecke soll der elegante und gewandte Cavalier, Fürst Wenzel von Liechtenstein, nach Berlin gehen. Dieser drängt sich sofort an den Kronprinzen heran, so daß Seckendorff berichtet: „Liechtenstein suit le prince royal comme son ombre et il se mêle de tous les entretiens avec lui.“

Wer kann das kontrollieren? Aus solchen und ähnlichen Notizen, aus solchem Bedienten-, Hof- und Diplomatenklatsch besteht ein großer Teil des Tagebuchs. Unzählige Male heißt es: „Biberius me dit, Junior me dit, le roi me dit, Grumbkow me confie, Walrave me raconte, je dine chez le roi, je dine avec Junior u. s. w. Was er auf Dinern, Visiten, Paraden, im Vorzimmer des Königs oder sonst irgendwo hört, alles wird dem Tagebuche einverleibt.

Wenn wir auch hierin den Baron nicht kontrollieren können, so haben wir doch noch kein Recht, seine Glaubwürdigkeit zu bezweifeln. Wir müssen vielmehr annehmen, daß viele dieser sofort niedergeschriebenen Notizen objektiv der Wahrheit entsprechen. Wir stoßen aber auf Stellen im Journal, die uns mit dem stärksten Mißtrauen gegen das subjektive unparteiische Urteil des Barons erfüllen müssen.

Auf einer Reise im Februar 1736 von Berlin in das Reich besucht der Baron auch den Bischof von Würzburg, Friedrich Karl von Schönborn, den ehemaligen Reichsvizekanzler, der wie viele kleinere deutsche Fürsten das emporstrebende Preußen grimmig haßt. Er hat mit diesem folgendes im Journal aufgezeichnete Zwiegespräch (14. März 1736):

„Episcopus beklagt mich wegen meiner verdrießlichen Station, sowie er meinen Onkel beklagt hat.

Ego: Dem Kaiser lieber beim großen Mogul, als in Berlin dienen.

Episcopus: Glaube es, mit einem veränderlichen und wankelmütigen Herrn zu thun.

Ego: Ja noch mehr mit einem närrischen, der viele indicia davon giebt, keinen Plan hat, als wie er sich bereichern und große Leute bekommen will . . . spricht als wie ein Orakel, aber es währt nicht lange, so kommt eine andere boutade, beständige Veränderung. Wenn Frankreich so viel große Kerls als der Kaiser hätte, wäre Preußen vielleicht französisch, hätte aber nicht mehr Realität, als für den Kaiser.“

Als Seckendorff dies niederschrieb, befand er sich bereits über 6 Jahre am preussischen Hofe, mußte also den König und seine Regierung aufs genaueste kennen. Wenn er trotzdem dieses grundsätzliche Urteil über den König fällt, wenn er es als den ganzen Lebenszweck dieses arbeitsamen Königs hinstellt, sich zu bereichern und große Leute zu bekommen, wenn er es ausspricht, daß der kerndeutsche König wegen einiger großen Kerle mehr vielleicht französisch gesinnt würde, dann bleibt uns dafür nur eine Erklärung übrig. Groß geworden in den Anschauungen, in dem Wohlleben und in dem Schlendrian jener kleinen deutschen Territorien, die mit Haß und Neid gegen das Emporkommen Preußens erfüllt waren, ist auch er in seinem Innersten dem scharfen und oft schroffen preussischen Wesen abgeneigt. Er ist völlig österreichisch gesinnt und wird in seinem Urteil dadurch beeinflusst. Er nennt den König launisch und wankelmütig, weil dieser sich den österreichischen Forderungen nicht mehr so geneigt, wie ehemals zeigt, und weil dadurch seine diplomatische Stellung in Berlin erheblich erschwert ist. Wenn er aber sogar die deutsche Gesinnung Fr. Wilhelms, die doch allgemein bekannt war, verdächtigt, so wird er am besten durch sein eigenes Tagebuch widerlegt, denn das Journal secret belehrt uns auf Schritt und Tritt, daß der König allezeit gut deutsch gesinnt war. Der Baron sagt ausdrücklich zum Könige selbst: „Es müssen infame Leute sein, welche sagen, daß Ew. Majestät gut französisch sind und ich wollte, daß Sie meine Berichte sehen könnten, um überzeugt, wie sehr ich Ew. M. zu jeder Zeit habe Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Und Ausdrücke wie: „Der ist ein Hundsfott, wenn es auch ein gefröntes Haupt ist, der mich vor französisch hält“ hat er in seinem Journal wiederholt aufgezeichnet.

Zwei Jahre später (Journal 3. Jan. 1738) hat Seckendorff in Wien, wo er sich wegen des Prozesses seines Oheims aufhält, ein

Gespräch mit dem kaiserlichen Hofkanzler Sinzendorf. Er erzählt hier, daß die ganze Tafel des Königs (Fr. Wilhelms) täglich nicht mehr als sieben Thaler koste, daß seine Pageen schlecht gekleidet, daß die arme Königin und die Prinzessinnen zu beklagen seien, die oft keinen Bissen Eßbares nach ihrem Gusto hätten. Ist es doch, als wenn man die Markgräfin hier höre. So üppig wie am Hofe seines Vaters, wo ein ganzer Schwarm von Höflingen am Marke des Landes zehrte, ging es unter dem vortrefflichen Wirte Fr. Wilhelm I allerdings nicht zu, auch nicht so üppig, wie am Hofe zu Wien, wo auf einer Jahresrechnung 4000 Gulden für Petersilie und zwei Faß Tokaier zum Einweichen des Brotes für die Papageien der Kaiserin vorgefunden wurden. (Behse, Gesch. d. deutschen Höfe, bei Eberty 2, 97.) Aber Ködenbeck (139 bis 147) teilt uns einen vom Könige selbst revidierten Küchenzettel mit, wonach sich die Rechnung für die Tafel des Königs auf 31 Thaler, 16 Groschen und 9 Pfennige belief.

Und Fasmann und Benedendorf berichten übereinstimmend: „So eingeschränkt der Aufwand an dem Hofe zu sein schien (gegen früher natürlich!), so war doch an demselben alles, was zum Genuß gehöret, reichlich vorhanden, und die Hofbedienten hatten völlig zu leben . . . Des Königs eigene Tafel war gewöhnlich mit keinen feinen Speisen, aber mit gesunden und wohlschmeckenden Gerichten besetzt, die das Land lieferte. Statt des Konfekts erschien Bumpnickel und Obst. Feste machten Ausnahmen, und alsdann ward die Tafel herrlich besetzt“ . . . Über die Kleidung der Pageen berichten Morgenstern und M. v. Loen das gerade Gegenteil. Die Armee wird ferner übertrieben im Journal auf 100 000 Mann statt auf 80 000 angegeben, der Schatz noch übertriebener auf 30 Millionen Thaler, während er nur 10 Millionen betrug, für jene Zeit immerhin eine sehr große Summe.

Ich verweile nun noch einen Augenblick bei den politischen Nachrichten, die das Tagebuch bringt. Diese sind über alles Erwarten dürftig. Im Jahre 1734 finden wir eigentlich nur die Geschichte von der geheimen Allianz, die laut Nachrichten des Wiener Hofes aus Konstantinopel zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossen sein soll, und über welche der Kaiser vom Könige eine bündige Erklärung verlangt. Seckendorff hat als Vertreter des Kaiserhofes mit dem preußischen Minister Thulemeier eine Unterredung hierüber, die im Journal volle 14 Seiten umfaßt und auf den ersten Augenschein lehrt, daß sie unmöglich in dieser Form vorgefallen sein kann. Zum Jan. 1735 bringt das Journal ein Zwiegespräch des Königs mit dem sächsischen Gesandten Manteuffel über die Beruhigung Polens nach der Wahl Augusts III; Droysen 4, 3, 257 weist nach, daß dieser Bericht für das Ohr der österreichischen Diplomatie zugestutzt und in wesentlichen Punkten völlig abweichend von dem Berichte Manteuffels an Brühl sei. Dann folgt im Journal die Sendung Viechtensteins mit 20 Seiten; auch hier viele Visiten und Dinners mit unkontrollierbaren Gesprächen; auch hier erfahren wir nicht viel, nur daß Viechtenstein zornig abreist „sourtout pour les changemens infinis du roi même.“ Natürlich, denn er

brachte nur österreichische Forderungen und keine Anerbietungen. Das Jahr 1736 bringt einen 10 Seiten langen Bericht über die Friedenspräliminarien (zum Wiener Frieden vom 3. Okt. 1735) durch Vermittlung eines Herrn von Nierodt und des Fürsten von Neuwied, der für die preußische Geschichte ohne Interesse ist, sonst so gut wie nichts. Das Jahr 1737 endlich enthält nur einige kurze Notizen über die Vorschläge des Königs in der jülich-bergischen Angelegenheit. Die letzten 100 Seiten des Journals sind fast ganz mit dem Prozesse seines Oheims, des Feldmarschalls Seckendorff, der wegen der unglücklichen Führung des Türkenkrieges, noch mehr aber infolge der Intriguen seiner mächtigen Gegner gefangen gesetzt worden war, ausgefüllt, für unseren Zweck hier also ohne Bedeutung.

Ich komme nach alledem zu folgendem Resultate: Das journal secret bringt über die politische Geschichte nur ganz dürftige Nachrichten, über die innere keine, es trägt zu einer gerechten Würdigung Fr. Wilhelms I nicht nur nichts bei, der Verfasser fällt vielmehr, beeinflusst durch seinen österreichischen Standpunkt, ein ungünstiges Urteil über den König. Das Journal hat aber immerhin einiges Interesse für uns; es gewährt uns einen lehrreichen Einblick in die Intriguen der damaligen Diplomatie, und es entwirft uns ein anschauliches Bild von der wachsenden Spannung zwischen den beiden Höfen Wien und Berlin, von der immer mehr sich steigenden Rücksichtslosigkeit des Kaisers und von dem steigenden Ingrimme des Königs, der sich in Ausdrücken Luft macht wie: „Der Kaiser traktiert mich und alle Reichsfürsten wie Schubjacks“ bis zu den prophetischen Worten: (Disant ent montrant le prince royal) „Voici quelqu'un qui me vengera un jour.“ (Journal Jan. u. Mai 1736.)

Mit Seckendorff könnte ich bereits die Reihe der eigentlichen Quellschriftsteller zur Geschichte Fr. Wilhelms I abschließen. Ich will jedoch noch kurz eine Reihe von Autoren hier besprechen, die zwar nicht besonders die Geschichte dieser Regierung behandeln, deren Schriften aber für die historische Beurteilung des Königs mehr oder minder, sei es in günstigem, sei es in ungünstigem Sinne maßgebend gewesen sind.

Ich fasse dieselben in Gruppen zusammen und wende mich zunächst zu den drei Franzosen

Voltaire, Thiebault und Mirabeau.

Nach seiner ersten Zusammenkunft mit Friedrich II im Jahre 1740 schrieb Voltaire an einen Bekannten: „Dort sah ich einen der lebenswürdigsten Menschen von der Welt, der, wäre er nicht König, die Zierde der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein würde. Ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmut, Gefälligkeit und Güte, der, wenn er mit seinem Freunde ist, nicht daran denkt, daß er König ist, ja es so völlig vergißt, daß er auch mich es fast vergessen ließ.“ Wenn man mit diesen Worten die gemeine Schmähschrift: „Vie privée du

roi de Prusse . .“ vergleicht, die er bald darauf, nachdem er sich durch eigene Schuld 1753 mit Friedrich dem Großen entzweit hatte, niederschrieb,*) so gewinnen wir einen belehrenden Einblick in den boshaften und unverträglichen Charakter dieses glänzenden Geistes, der wie kein anderer bestimmend auf sein Zeitalter eingewirkt hat, auf den man aber auch, wie kaum auf einen anderen, des Dichters Worte anwenden kann: Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Aber noch viel gehässiger als Friedrich, wird sein Vater hier von Voltaire behandelt. Die wenigen Blättlein (5—15) die ihm Voltaire eingeräumt hat, bilden die passende Ouverture zu dem Ganzen; sie enthalten beinahe in jeder Zeile grobe und empörende Entstellungen und Verleumdungen.

Gleich anfangs finden wir das einzige Gute, das Voltaire überhaupt von dem Könige zu berichten weiß, nämlich, daß der dicke (le gros) König von Preußen der sparsamste und reichste Fürst an barem Gelde gewesen sei. „Er war, fährt er dann fort, ein wahrer Vandal, der seine ganze Regierungszeit nur daran dachte, Geld aufzuhäufen und so billig wie möglich die schönsten Truppen Europas zu unterhalten. Niemals waren Unterthanen ärmer als die seinigen, niemals ein Fürst reicher.“ Hierauf führt Voltaire Beispiele an, wie der König seinen Adel und seine übrigen Unterthanen zu bedrücken und auszusaugen suchte. Dann folgt die Geschichte von dem Selbstmordversuch des deutschen Gesandten im Haag Luiscius mit vielfachen Entstellungen. „Die Türkei, heißt es weiter, ist eine Republik im Vergleiche zu dem Despotismus, der durch Friedrich Wilhelm ausgeübt wird. Durch diesen Despotismus kam er zu einem Schatz von 20 Millionen. Die Geräte in seinem Zimmer waren aus massivem Silber, eines der Königin hatte nur goldene (!). Wenn er in seinem schäbigen Gewande durch die Stadt spazieren giug und eine Frau traf, so jagte er sie nach Hause mit den Worten: „Va t'en chez toi, gueuse, une honnête femme doit être dans son ménage.“ Diese Worte begleitete er mit einer Ohrfeige, einem Fußtritte, oder mit Stockschlägen. Ebenso behandelte er die Geistlichen, die er auf der Parade traf.“ Dann die Erzählung von dem Fluchtversuche des Kronprinzen mit zahlreichen Fehlern und Entstellungen. Voltaire weiß hier, natürlich falsch, zu berichten, daß die Richter im Kriegsgerichte sich dem Willen des Königs, den Prinzen zum Tode zu verurteilen, gefügig zeigten, daß vier Grenadiere den Kopf des Kronprinzen halten mußten, damit er bei der Hinrichtung nicht das Gesicht wegwenden könnte, daß der König selbst der Hinrichtung beiwohnte (!).

Friedrich Wilhelm erscheint unter der Feder Voltaires als ein grausamer, alles menschliche Recht mit Füßen tretender Despot, der nur ein Ziel kannte, sich in unmäßiger Habgier auf Kosten seiner be-

*) Dohm bezweifelt es, daß Voltaire der Verfasser sei; man vergleiche dagegen Carlhse 1, 17 und Roser: Friedrich der Große 524.

drückten und belasteten Unterthanen unermessliche Schätze zu erwerben. Dieses Verdammungsurteil übte infolge des gewaltigen litterarischen Ansehens Voltaires in der ganzen Welt einen großen Einfluß auf die Geschichtsschreibung aus. „Friedrichs Biographie und Privatcharakter (aber damit zu gleicher Zeit auch die seines Vaters), schreibt Carlyle 1, 17, haben die Engländer, wie die Franzosen vornehmlich aus einer schändlichen Schmähschrift von Voltaire geschöpft, *vie privée*, welche von Voltaire ohne Zweifel in einer Art von Wut verfaßt worden ist, von der keine Zeile, welche nicht anderweitig bewiesen werden kann, zum Glauben berechtigt ist, und wovon große Teile als wilde Übertreibungen und Verdrehungen, oder sogar geradezu als Lügen nachgewiesen werden können.“

Dieudonné Thiébault. (Biographie universelle 41, 348 ff.) Er ist 1733 in Lothringen geboren, wurde von den Jesuiten erzogen, war eine Zeit lang selbst Jesuit, studierte dann die Rechte, später die schönen Wissenschaften, und kam, von d'Alembert empfohlen, 1765 nach Berlin, um dort den Unterricht in der französischen Litteratur an der Académie militaire zu übernehmen; er erhielt zugleich einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften. „Pendant 20 ans (sagt der Verfasser des Artikels in der Biogr. univ.) qu'il resta dans ce pays, le souverain l'y honora de son estime et de son amitié.“ 1784 kehrte er in sein Vaterland zurück, war in der Revolution Beamter in dem Direktorium, dann Proviseur du lycée de Versailles und starb hier im Jahre 1807.

Thiebault hat während seines Lebens eine umfangreiche litterarische Thätigkeit entwickelt, von der wir hier aber nur sein Werk: „*Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou Frédéric le Grand . . .*“ zu erwähnen haben. In dem zweiten Bande dieses Werkes ist auch ein Abschnitt Fr. Wilhelm I gewidmet. Was seine Quellen anbetrifft, so sagt der Verfasser selbst in der Einleitung zu diesem zweiten Bande: „Dans ce second volume je ne serai souvent que l'écho des personnes que j'ai eu lieu de consulter: mais ces personnes étoient si bien instruites et si capables de vouloir m'en imposer; j'en ai d'ailleurs entendu un si grand nombre, au moins sur les faits importants, qu'il me seroit presque aussi difficile de concevoir quelque doute sur ce que j'en ai appris, que sur ce que j'ai vu par moi-même.“ Man forscht aber in den 30 Seiten, welche Fr. Wilhelm I behandeln, vergebens nach etwas Wichtigem und vergebens nach diesen zahlreichen und wohlunterrichteten Augenzeugen. Vielmehr entdecken wir bald als seine hauptsächlichste Quelle einen alten, guten Bekannten, unsern Baron von Pöllnitz. Wiederholt heißt es: „Selon le rapport du Baron de Pöllnitz . . .“ Dit le baron de P Ces mots, que le baron m'a souvent répétés . . .“ u. s. w. Dementsprechend ist auch der Inhalt des ganzen Abschnittes; der weitaus größte Raum ist mit ungefähr einem Duzend Anekdoten angefüllt. Einige von diesen erinnern in ihrer Fassung so an Benedendorfs, daß Thiébault auch dessen

Sammlungen in Händen gehabt zu haben scheint. Auch mit der Charakteristik, die Thiébault gleich im Eingange von dem Könige entwirft, können wir uns nicht einverstanden erklären. „Caractère original et fantasque, moeurs austères et grossières, ton dur et brusque; il fut ferme et persévérant, politique et économe . . . il fut de même juste et cruel, ladre et généreux, doué d'un jugement droit et insouciant pour les progrès des sciences, père de famille soigneux, mais bourru envers ses enfans.“ Von politischer Geschichte findet sich keine Spur, und von der Regententhätigkeit des Königs weiß er in einigen Zeilen nur zu berichten, daß der König die Schulden seines Vaters bezahlte, in allen Verwaltungszweigen Ordnung und höchste Pünktlichkeit einführte, und einen Schatz sammelte, den sein Sohn später so gut gebrauchen konnte.

In dem dritten Bande seines Werkes bespricht dann Thiébault in dem Artikel über Baron Pöllnitz auch das Tabackskollegium, bringt aber auch hier fast nur Anekdoten vor.

Das ist alles, was wir aus Thiébault über Fr. Wilhelm erfahren; er sagt allerdings selbst in der Vorrede zu dem ganzen Werke: „Ce n'est point une histoire, que j'écris; ce ne sont pas même des mémoires . . . je n'ai voulu donner que des souvenirs.“ Auch dieser Franzose liefert nur ein Zerrbild des Königs.

Mirabeau. Im Frühjahr 1786 empfing der große Friedrich am Abende seines Lebens den jungen Grafen Mirabeau, der damals Deutschland bereiste und sich auch längere Zeit in Berlin aufhielt, weil ihm der Boden in seinem Vaterlande zu heiß geworden war. Die Frucht dieses Aufenthaltes war sein berühmtes Werk: „De la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand.“ 7 Tom. à Londres 1788. Aber Mirabeau ist nicht der alleinige Verfasser dieses Werkes. Er lernte auf seiner Reise in Braunschweig den jüngeren Mauvillon, Braunschweigischen Major und Lehrer der Taktik am Carolinum zu Braunschweig, Sohn des oben behandelten, kennen und gewann ihn als Mitarbeiter. Von Berlin aus sandte Mirabeau nun Material an Mauvillon, das dieser verarbeiten mußte. Dann arbeiteten beide zusammen in Braunschweig, Mauvillon verfertigte das Gerippe, und Mirabeau füllte das Gerippe namentlich durch kritische Beleuchtung der Thatfachen und Charaktere mit Fleisch. Trotzdem veröffentlichte Mirabeau das Buch unter seinem Namen allein. Er nannte jedoch Mauvillon in der Vorrede als Mitarbeiter: *coopérateur allemand M. Mauvillon*. Dieser gab mehrere Jahre später eine neue „sehr verbesserte und vermehrte Auflage“ in deutscher Übersetzung heraus.

In dem ersten Teile seines Werkes hat Mirabeau einige einleitende Seiten über die Regierung und Persönlichkeit Fr. Wilhelms vorausgeschickt. Wenn der Verfasser in der Einleitung 89 Werke anführt, aus denen er seine Kenntniss über Friedrich II geschöpft hat, so ist sein Quellenstudium zur Regierung Friedrich Wilhelms ein desto dürftigeres gewesen. Außer Buchholz ist nur wenig benützt. Vieles hat Mirabeau, wie er selbst I, 86 bemerkt, von sehr unterrichteten und

scharffsichtigen Leuten gehört; wir wissen jedoch bereits, welche abenteuerlichen Gerüchte gerade über diesen König umherliefen. Seine Darstellung des Königs ist daher eine vollständig unrichtige. „Die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms, heißt es 1, 68, war eine Mischung von wahrhaft außerordentlicher, fast lächerlicher Originalität, von abstoßenden Formen und bemerkenswerten Eigenschaften. Aber selbst seine Fehler schlugen zum Vorteile seines Hauses aus (?). Er bot das bis dahin unbekannte Schauspiel eines militärischen und friedliebenden Fürsten dar. Man hat ihn oft mit Philipp und seinen Sohn mit Alexander verglichen. Beide Väter glichen sich jedoch nur in dem einen Stücke, daß sie ihren Söhnen bedeutende Mittel, sich zu vergrößern, vorbereiteten. Philipp war im übrigen ein aufgeklärter Fürst und geschickter Kriegsmann, zugleich wohl bewandert in den Künsten des Friedens. Fr. Guillaume étoit inculte, ignorant, farouche, composé bizarre de sagesse et de disparates inexplicables, mais tout-à-fait dépourvu de génie et de qualités brillantes (!). Er wußte nur zu sparen, Geld aufzuhäufen, Soldaten zu drillen. Er hätte niemals Schlesien erobert, selbst wenn er alles so zubereitet vorgefunden, wie sein Sohn; er hatte nicht die notwendige Energie des Charakters, um eine solche That auszuführen. Ich habe von sehr unterrichteten und scharfsinnigen Leuten gehört, daß Fr. Wilhelm zu wenig Verstand, daß er, um es kurz zu sagen, zu unvernünftig war, als daß man ihm Maßregeln einer gewissen Hoherzigkeit, oder die weisen Handlungen seiner Regierung zuschreiben könnte, daß immer ein Akteur hinter der Szene diese Mittel in Bewegung gesetzt hat (!) „qu'un agent toujours hors de la scène avoit fait jouer ces ressorts“; aber man hat mir nicht sagen können, wer diesen geheimen Einfluß auf ihn ausgeübt hat.“ Er für seinen Teil, erklärt dann Mirabeau offen, müsse ihn für halb wahnsinnig halten.

Die Maßregeln des Königs zur Hebung der inneren Verwaltung werden von Mirabeau nun flüchtig erwähnt und meistens verurteilt. So stellt er, obwohl er sich hier öfters widerspricht, die Kolonisation Preußens durch die Salzburger als verfehlt dar, weil der Erfolg den aufgewendeten Kosten nicht entsprochen habe. Auch Lamotte (Domänenrat, Aufsatz: „Von den Kolonisten“) und Gfrörer (Gesch. d. 18. Jahrh. 2, 80) thun dies; man vergleiche dagegen die einschlägigen Stellen bei Beheim-Schwarzbach, Roscher, Schmoller und anderen. Er verurteilt ferner die Aufhebung der Erbpacht; der König habe damit zwar seine Einkünfte vermehrt, aber dem Ackerbau einen sehr schlechten Dienst geleistet. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dadurch eine bessere Bewirtschaftung der Domänen herbeigeführt wurde. (Droysen 4, 2, 20, Ranke 6, 161). Auch die Erwerbung Gelderns bezeichnet Mirabeau als eine Frucht der Politik Friedrichs I, die Friedrich Wilhelm ohne Mühe eingebracht habe. Es ist aber im höchsten Grade zweifelhaft, ob die ratlose und schwächliche Politik Friedrichs I auf dem Kongresse zu Utrecht dieselben Erfolge erzielt hätte, als die bestimmten und energischen Forderungen Fr. Wilhelms I. Trotz aller absprechenden

Urteile gelangt aber Mirabeau schließlich zu dem Resultate: „Si l'on excepte les suites facheuses de l'oppression militaire, son père lui (Frédéric II) laissa ses états dans une très-belle situation politique.“ Der Abschnitt über Fr. Wilhelm I ist von Mirabeau flüchtig, nachlässig, ohne genügende Quellen, meist nach Hörensagen gearbeitet und liefert uns ebenfalls nur ein Zerrbild dieses Königs.

Haben diese drei Franzosen in höchst ungünstigem Sinne auf die Geschichtsschreibung über Fr. Wilhelm I eingewirkt, so will ich im folgenden noch vier deutsche Autoren kurz besprechen, von denen man das Gegenteil sagen kann. Es sind dies

Michael v. Loen, Pauli und Buchholz, W. v. Cogniazo.

Johann Michael von Loen. Siehe über ihn Strodtmann 2, 520, Bouginé 4, 428, Saxe 6, 373, Hirsching 4, 1, 362, Meusel 8, 324, Preuß 3, 199, Förster 1, 260, Roscher Nat.-Def. 441, Kurz Vitteraturgesch. 2, 654, 699, Koberstein Nationall. 5, 89 Anm. Geboren 1694 zu Frankfurt am Main,*) studierte er zu Marburg und Halle die Rechte und die schönen Wissenschaften, durchzog in langjährigen Reisen Deutschland, wo er namentlich die Höfe Dresden, Berlin, Wien besuchte, Holland, Belgien, Frankreich und die Schweiz und lebte dann in seiner Vaterstadt in günstigen Vermögensverhältnissen mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Schon 1720 hatte er in preussische Dienste treten wollen, die Angelegenheit aber hatte sich damals, da der König gerade nach Preußen abgereist war, zerschlagen. 1753 nahm er die ihm von Friedrich II angebotene Stelle eines Regierungspräsidenten der Grafschaft Tecklenburg-Lingen an, die er 12 Jahre lang verwaltete, und lebte dann pensioniert in Lingen, woselbst er auch 1776 gestorben ist. Loen war ein durchaus ehrenwerter Charakter. Hettner in seiner vorzüglichen Vitteraturgeschichte des 18. Jahrh. 3, b 35 nennt ihn einen der edelsten und freisinnigsten Männer dieses Zeitalters. Ein Freund und eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften, ein abgesagter Feind der Schmeichler und Pedanten, mit offenem Blicke, den er durch seine Reisen erworben, begabt für die Schäden und Mängel seiner Zeit, suchte er diese in Gesellschaft, Staat und Kirche aufzudecken und Vorschläge zur Besserung zu machen. In dem Roman „Die Begebenheiten der Grafen Rivera“ tadelt er die an den deutschen Höfen herrschende Sittenlosigkeit. In dem „Entwurf einer Staatskunst“ verlangte er als erstes Mittel, die Bevölkerung, diesen eigentlichen Grund aller Macht des Fürsten, zu fördern, die Freiheit. Eine große Erregung unter dem Klerus und zahlreiche Streitschriften erregte sein bekanntestes Werk „Die einzig wahre Religion“, in welchem er die Zankucht der Sekten geißelte und Toleranz zwischen Lutheranern und Calvinisten empfahl.

*) Es ist nicht richtig, wenn Göthe „Aus meinem Leben“ sagt: „Nicht von Frankfurt gebürtig, hatte er (Loen) sich daselbst niedergelassen.“ Die Familie war im 17. Jahrh. aus Holland nach Frankfurt eingewandert.

Der Sturm, der sich infolge dieser Schrift wider ihn erhob, war ein Hauptgrund, daß er seine Vaterstadt verließ und in preußische Dienste trat. Seine Schriften wurden, obwohl sie an den üblichen Mängeln jener Zeit, namentlich an ermüdender Breite, leiden, viel und gern gelesen. (Pfister, Gesch. d. Teutschen, 5, 345.)

Von Wichtigkeit für die Geschichte Fr. Wilhelms I sind Voens „Kleine Schriften“, 5 Teile, Frankfurt und Leipzig 1751 ff. Eine Sammlung von kleinen Aufsätzen verschiedenen Inhalts, die auf seinen Reisen, also aus unmittelbarer Anschaulichkeit niedergeschrieben wurden; die meisten waren ursprünglich in französischer Sprache abgefaßt.

Im 1. Bande, Abschnitt 3, giebt Voen auch eine kurze Schilderung des preußischen Hofes; sie ist 1718 entworfen, was aus der Bemerkung 1, 3, 27: „Der Kronprinz gehet nun in das siebente Jahr“ hervorgeht, als Voen zum ersten Male Berlin besuchte, also zu einer Zeit, da sich die gänzliche Umgestaltung des Hofes soeben vollzogen hatte.

„Ich sehe hier, schreibt Voen, einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes und nichts Prächtiges als seine Soldaten hat . . . Hier ist die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunst, wo Große und Kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhauptes mustern lernen.“ Er lobt dann die Einfachheit in der Kleidung und das bescheidene, dabei freie und ungezwungene Wesen. „Man sieht hier keine großen Staatsperrücken mit steifen Köpfen und gespreizten Mienen. Man macht keine Komplimente, die nichts heißen, man hält nichts auf ein thörichtes Gepränge und große Ceremonien. Die Kriegsleute allein machen den eigentlichen Hof aus.“ Dann folgt eine sehr abfällige Kritik der Gelehrten am Hofe, wobei wir hauptsächlich an Gundling zu denken haben, im Gegensatz zu den Offizieren, die sehr gelobt werden. „Kein Fürst, fährt er weiter fort, hat jemals das kindische Glitterwerk womit sich die menschliche Hoheit zu kleiden pflegt, natürlicher und vernünftiger angesehen, als der König von Preußen. Sein Vater hatte die Ehre seiner Krone, die er sich selbst auf das Haupt gesetzt, durch einen erstaunlichen Aufwand und außerordentliche Pracht verherrlicht; seine Staats- und Hofbeamten wurden dadurch reich, die Schatzkammer aber ziemlich erschöpft.“ Dann tadelt Voen die gewaltsame Werbung, die wie ein Gespenst alle Menschen erschrecke, so daß sich der König vergeblich bemühe, Leute in sein Land zu ziehen, welche die „Handlung und die Fabriken darinnen emporbringen könnten.“ Darauf folgt eine Schilderung des jungen Kronprinzen (Friedrich II), dem er im Gegensatz zu der Markgräfin außerordentliche Fähigkeiten zuspricht. Auch Voen hebt die Abneigung des Königs gegen französisches Wesen hervor und erzählt, wie einer seiner Freunde französischer Kleidung wegen verspottet wurde. „In Kriminalfällen ist der König scharf, ja unerbittlich. An den Advokaten, welche durch ihre Zungendreschereien in den Gerichtshöfen alles verwirren und weit hinauschieben, hat er ein Greuel.“ Scharf tadelt Voen die allzugroße Strenge, mit der die Accise gehandhabt werde, und berichtet, wie brutal er bei seinem Be-

suche in Berlin von den Accisebeamten behandelt worden sei. „Niemals, schließt er 4, 3, 459, hat ein König der Regierungslast sich mehr unterzogen, sogar, daß er sich öfter auch die Mühe giebt, die geringsten Rechnungen selbst nachzusehen. Es ist demnach kein Wunder, daß der preußische Hof immer reicher und mächtiger wird. Er hat den rechten Grund zu der Hoheit seines Hauses gelegt.“

Loen giebt durchaus keine abgerundete, erschöpfende Darstellung; er lobt auch nicht alles, sondern tadelt wiederholt. Aber seine Aufzeichnungen halte ich für wichtig, weil sie das aus unmittelbarer Anschauung gewonnene Urteil eines achtungswerten, vorurteilsfreien und gebildeten Mannes enthalten.

Karl Friedrich Pauli, der Weltweisheit und Geschichtskunde Lehrer zu Halle (1723—78).

Samuel Buchholz, Oberpfarrer zu Lychen in der Uckermark, dann zu Kremmen (1717—74).

Über beide ist nur wenig zu sagen. Pauli hat den 8. Band seiner „Allgemeinen preußischen Staatsgeschichte“ Halle 1769, Buchholz den 5. seiner „Geschichte der Churmark Brandenburg“ Berlin 1775, der Regierung Fr. Wilhelms gewidmet. Beide haben sie einen Teil dieser Regierung mit erlebt, beide benutzen sie als die ergiebigsten Quellen Abel, Fasßmann und die Mémoires de Brandenbourg. Pauli führt daneben noch Gercken, Häberlin, Faber, Gatterer, Hübnert u. a. an. Buchholz, der in vielem auf Pauli fußt, nennt diesen den Busendorf Fr. Wilhelms I. Beide Werke sind mit Fleiß und Sorgfalt gearbeitet, aber beide legen das Hauptgewicht auf die Darstellung der politischen Verhältnisse, so daß das eigentliche Wesen dieser Regierung uns auch hier verschlossen bleibt. Beiden mangelt es ferner an jeder Kritik; mit patriotischer Schönfärberei werden auch die offenkundigsten Fehler und Schwächen der Regierung verdeckt.

Man hat Carlyle heftig getadelt (z. B. Magazin für Litteratur des Auslandes 1859, Nr. 54), daß er aus Unkenntnis und nationalem Vorurteil die preußische Geschichtsschreibung mit dem Namen Doktor Dryasdust (dürr = wie = Staub = Pedant) belegt habe. Abgesehen davon, daß er öfter verschiedenen Werken seine vollste Anerkennung zollt, geht es auch aus mehreren Stellen deutlich hervor, daß diese Bezeichnung namentlich auf Buchholz und Pauli gemünzt ist. Es gehört in der That eine große Geduld dazu, bei der schwerfälligen, unendlich trockenen, geist- und farblosen Darstellung diese voluminösen Quartbände zu durchlesen. Sagt doch schon Friedrich der Große in dem Aufsatz: Des moeurs: „Nos auteurs ont (ce me semble) toujours péché, faute de discerner les choses essentielles des accessoires, d'éclaircir les faits, de resserrer leur prose traînante et excessivement sujette aux inversions, aux nombreuses épithètes, écrivant en pédans plutôt qu'en hommes de génie.“

W. von Cogniazo. Sein Buch: „Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen während der Re-

gierung Friedrich II“, 4 Teile, Leipzig 1794, wird als zuverlässig und wegen der Reichhaltigkeit des Materials gelobt. Über seine Lebensverhältnisse kann ich nur ermitteln, daß er auf Seite Oesterreichs den siebenjährigen Krieg mitmachte und 1811 oder 12 gestorben ist. (Dohm 1, 5, Ersch Litteratur der Geschichte 1209). Er stimmt im ersten Bande seiner Geständnisse geradezu einen Panegyrikus auf F. Wilhelm I an. „Friedrich Wilhelm ist von allen (49 ff.), die Europa noch je auf dem Throne gesehen, der größte Staatswirt gewesen. Seine Regierungsgeschichte ist die Geschichte stiller Regentengröße, die Geschichte eines von seinen Zeitgenossen nicht genug erkannten, großen Königs; erst nach seinem Tode sah Oesterreich und alle europäischen Staaten in seinem Sohne Friedrich II, was eigentlich sein gloriwürdigster Vater dem preußischen Staate war.“ Er rühmt alsdann die Charakterstärke des jungen Kronprinzen Fr. Wilhelm, der unter den Wirbeln königlicher Feten und prachtvoller Aufzüge, unter dem Geräusche eines zeremoniellen Hofes unerschüttert geblieben sei und sich seine eigene Bahn gezeichnet habe. Er habe die Überzeugung gehabt, der Hof des Regenten sei die Mutter von Tugend und Laster, von Wahrheit und Irrthümern, die, indem sie sich schnell und unvermerkt dem Geiste des Volkes mittheilen, auf desselben Nationalcharakter ihre unausbleibliche Wirkung äußern. „Der mit Einrichtung seiner Finanzen unaufhörlich beschäftigte, an Verbesserung eigener Domänen unaufhörlich arbeitende, überall gegenwärtige, selbst ordnende und seine Pläne ausführende Regent gab allen Ständen und Gewerben das Zeichen zum Fleiß, Arbeitsamkeit und Industrie. So kam der Geist der Mäßigkeit und Redlichkeit auf die ganze Nation herab. Preußen würde durch die Last seiner Siege niedergedrückt worden sein, wenn nicht jener unbewegbare Grundpfeiler der inneren Verfassung, welchen Fr. Wilhelm aufgeführt und sein Sohn vielfältig vermehrt und verstärkt hatte, das Gebäude der Monarchie aufrecht erhalten hätte. — Wir sehen hieraus, daß der wahre Grund der so lange beneideten und gefürchteten Größe Friedrichs II kein anderer gewesen, als die von seinem Vater mit vieler Weisheit eingerichtete, von ihm mit dem wachsamsten Regentenauge in ihrem ganzen Umfange ausgeführte, für Preußen, ja für mehr als ein Volk wohlthätige Verwaltung des Staates.“

Ich will endlich noch an drei hervorragenden Repräsentanten der Geschichtsschreibung nachweisen, welchen schädlichen Einfluß der Voltairismus und die Memoiren der Markgräfin auf die Darstellung Fr. Wilhelms I namentlich im Auslande eine lange Zeit hindurch ausgeübt haben.

Der bekannte Geschichtsschreiber und einer der Führer des Tiroler Aufstandes Joseph von Hormayr entwirft im ersten Bande seiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit“, Wien 1817, indem er von dem Jugendleben Friedrichs des Großen spricht, folgendes Bild von dem Vater desselben. „Wie beengend und widersprechend waren nicht die Verhältnisse, in denen sich seine (Friedrichs) Jugend bewegte! Zuvörderst jenes soldatisch steif und starre Zopfwesen des väterlichen Hauses,

die mosaischen Grundsätze und die rohe Barbarei Fr. Wilhelms, der die Riesen der Potsdamer Wachtparade durch Seelenkauf und Menschenraub aus ganz Europa zusammen beschwor, die Weiber und Mädchen von den Spaziergängen mit dem Stock an den Herd und an den Spinnrocken trieb, Friedrich und seine Schwester in Anfällen seines Zornes mit Füßen trat, mit Fäusten schlug und anspie, der die Geliebte seines Sohnes durch den Henker ausstäuben ließ und den Sohn, da er diese wahnwitzige Tyrannei nicht länger dulden wollte, die Hinrichtung des treuen Freundes, der seine Flucht beförderte, mit anzusehen zwang. Dieser gekrönte Korporal hatte für Kunst und Wissenschaft eine so zarte Achtung, daß er Leibniz öfter für einen närrischen Kerl erklärte, den er nicht einmal zum Schildwachstehen hätte brauchen können.“ Die Markgräfin und Voltaire sind hier unschwer wiederzuerkennen.

25 Jahre später erschien in der Edinburgh Review der bekannte „Essay über Friedrich den Großen“ von Macaulay,*) eine flüchtige und niedrige Schmähchrift, die dem berühmten Historiker durchaus zu keiner Ehre gereicht. Die wenigen Seiten, die Macaulay hier Friedrich Wilhelm I eingeräumt hat, strotzen von Entstellungen. Er kann nicht genug Worte finden, um seinen Zorn und seinen Abscheu gegen des Königs Roheit und Barbarei, gegen sein Regiment von Fußtritten und Stockschlägen auszudrücken. Zwar kann er ihm einiges Verwaltungstalent, Pünktlichkeit und Fleiß in den Geschäften nicht absprechen, aber sein Charakter ist durch häßliche Laster entstellt, seine Sonderbarkeiten waren derart, wie man sie außerhalb des Tollhauses nicht gesehen. Dazu gesellte sich Geiz, so schmutziger Geiz, daß selbst die Mitglieder der königlichen Familie Hunger leiden mußten. Die Natur Friedrich Wilhelms war rauh und böse, seine Roheit zum Entsetzen. Wenn S. Majestät spazieren ging, so ergriff jedes menschliche Wesen die Flucht vor ihm, als wenn ein Tiger aus einer Menagerie ausgebrochen wäre. Er prügelte Frauenzimmer und Geistliche auf der Straße; sein Palais war die Hölle, er selbst der schlimmste der Teufel (!). Die Geschäfte des Lebens bestanden nach ihm darin, sich zu placken und placken zu lassen. Seine Erholungen waren, in einer Wolke von Tabacksqualm zu sitzen, schwedisch Bier zu schlürfen, Tokadille die Partie zu sechs Dreier zu spielen, wilde Schweine abzufangen und Rebhühner zu Tausenden zu schießen.

In einem solchen Tone geht es weiter. Mit Entsetzen mußte sich der biedere, englische Staatsbürger von dem Bilde eines solchen Tyrannen abwenden. Aber gerade ein Historiker von einem solchen Range, wie Macaulay, verdient den allerschärfsten Tadel, daß er die „ungeheure Unwissenheit“, die nach seines eigenen Landsmannes Carlyle Aussage in England über preussische Geschichte herrschte, nicht nur nicht gehoben, sondern noch vergrößert hat. Gerade ein Macaulay hätte Quellen wie Voltaire und die Markgräfin, die er hauptsächlich benutzt hat, als unlautere erkennen müssen. „Zur Charakteristik solcher Ge-

*) Hier ist die deutsche Übersetzung, Halle 1857, benutzt.

schichtsschreibung, bemerkt schon Häuffer, Gesammelte Schriften 2, 821, genügt es gewiß, die prägnantesten Stellen einfach anzuführen, jeder kann sich dann über Form und Inhalt ein ausreichendes Urteil bilden.“

Wiederum 20 Jahre später, Brüssel und Leipzig 1862, erschien der 20. Band der „Histoire du consulat et de l'empire“ des Herrn A. Thiers, ein Werk, das seit seinem ersten Erscheinen 1845 ein gewaltiges Aufsehen in Frankreich erregt und die rühmendste Anerkennung gefunden hatte. Wir wissen, daß der vielbeschäftigte Herr Thiers sich den gewaltigen Stoff erst durch eine Partie junger Mitarbeiter (les historiens de Mr. Thiers) hat mundgerecht machen lassen, daß das Werk zwar leicht, anmutig und mit dramatischem Effekt geschrieben ist, daß es aber für den historischen Forscher nur eine ziemlich geringe Ausbeute darbietet. In diesem Bande giebt Thiers bei der Charakteristik Napoleons und Kritik seines militärischen Talentes einen kurzen Überblick über den „Progrès de l'art militaire depuis les anciens jusqu'à la révolution française“, in welchem er auch einiges über die Entwicklung des preussischen Heerwesens unter Fr. Wilhelm I beibringt. Er entwirft hier folgendes Bild von dem Könige: „Auf den Fürsten (20, 634), der sich selbst zum Könige gemacht hatte, folgte ein krankhafter, mürrischer, bis zum Wahnsinn jähzorniger Fürst, „un prince maladif, morose, importé jusqu'à la démence“, aber begab mit reellen Eigenschaften, sparsam mit dem Blute und dem Gelde seiner Unterthanen, der, indem er fühlte, daß Preußen, seit es ein Königreich war, sich rüsten mußte, um seinen Rang zu behaupten, in Rücksicht hierauf Schätze aufhäufte und Soldaten ausbildete, obwohl er selbst den Krieg keineswegs liebte.“ Weiterhin erzählt er dann eine abgeschmackte Geschichte, die uns lebhaft an Mirabeau erinnert: „Gequält von düstern Grillen, „obsédé de sombres vapeurs“, sei der König unfähig gewesen, die Last der Krone ununterbrochen zu tragen; er habe deshalb die Geschäfte zweien Günstlingen überlassen (!), dem Herrn von Seckendorff die Politik, dem Fürsten von Anhalt das Militärwesen.“ Als Beweggrund des Königs zur Vermehrung der Truppen und zur Verbesserung des Heerwesens giebt Thiers folgenden an: „Ein verborgener, verworrener, unerklärbarer Instinkt „un instinct profond, confus, indéfinissable“ trieb ihn dazu, ohne daß er selbst vermutete, an welchem Werke er arbeitete.“ Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm den festen Entschluß gefaßt, sich dereinst auf eine starke Armee und gute Finanzen zu stützen, und mit einer seltenen Energie und einem völlig klaren Verständnis der Aufgabe verwendete er alsdann seine ganze Lebenszeit zur Erreichung dieses Zieles.

Am Schlusse meiner Ausführungen angelangt, fasse ich das Ergebnis derselben noch einmal kurz zusammen. Faschmann ist die Grundlage der meisten dieser Quellen; er ist Augenzeuge für die Jahre 1726 bis 1731, sein Buch ist noch heute für das Privatleben des Königs zu gebrauchen. Aus ihm haben Martinière und Mauvillon, aus diesen wieder, also indirekt aus Faschmann, Böllnitz und teilweise auch Beneckendorf

abgeschrieben. Von diesen sind Martinière, Mauvillon und Böllnitz heute wertlos, Beneckendorf zum mindesten in den letzten sechs Sammlungen ohne Wert. Selbständig sind dann wieder Morgenstern, auch Friedrich der Große, die Markgräfin und Seckendorff. Morgenstern ist Augenzeuge für die Jahre 1737—1740 und sein Buch von demselben Werte wie das Fasmanns. Friedrich II versucht die erste aktenmäßige Darstellung seines Vaters, giebt zwar dürftige Nachrichten, ist aber wegen seines unparteiischen und freimütigen Urteils von Wert. Vornehmlich aus der Markgräfin und aus Voltaire, der hier mitgenannt werden muß, aber auch aus Böllnitz und Seckendorff ist dann die üble Seite der Tradition über den König geflossen. Die übrigen Autoren kommen, wie bereits gesagt, erst in zweiter Linie in Frage.

In einem kurzen Anhange werfe ich noch einen Blick auf die anderweitige Litteratur zur Geschichte Friedrich Wilhelms I.

Unmittelbar nach seinem Tode erschienen noch mehrere unbedeutende, jetzt längst vergessene und verschollene Darstellungen seiner Regierung, die kaum der Erwähnung wert sind, so von Michael Kanst in den genealogisch-historischen Nachrichten von 1740. Schulze: Panagyricus divo Fr. Wilhelmo doctus, Halle 1740. Mittag: Leben und Absterben Fr. Wilhelms (Bölit 397). Ruhmvolles Leben und Thaten Friedrich Wilhelms, beschrieben von Anonymo, Frankfurt u. a. m.

Nachrichten über politische Verhältnisse, die jedoch immer einer genauen Prüfung zu unterwerfen sind, finden wir zerstreut in den Handbüchern von Lamberty, Rouffet, Lünig, Schmauß, Dumont, Flassan, Adelong, Faber, Büsching, Schöll, im Theatrum Europaeum und in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis.

Unumgänglich notwendig für die Geschichte der inneren Verwaltung ist das Corpus constitutionum Marchicarum des Justiz- und Oberappellationsrates Otto Mylius. Reiches Material findet sich ferner in den Schriften der Hallenser Professoren Thomasius, Ludewig und Gasser, sowie bei Küster, Fischbach, Lamotte und König. Besonders lehrreich für die Geschichte der inneren Verwaltung ist die bei Preuß IV Anhang 2 abgedruckte, vortreffliche „Kurzgefaßte Nachricht von dem Finanzwesen“ des geheimen Finanzrats Kemberg Roden.

Weiterhin giebt L. v. Baczkó im sechsten Teile seiner Geschichte Preußens eine Darstellung des Königs; wenn schon die Bedeutung desselben für das Land hier mehr gewürdigt wird, so erscheint der König selbst noch immer als ein harter, grausamer Tyrann. Dasselbe gilt von Gallus „Geschichte der Mark Brandenburg“; dieser versucht 5, 515 den Nachweis, daß Ratte nicht vor den Augen des Kronprinzen hingerichtet wurde. Auch bei Dohm „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“ finden wir bei reichem Material noch viel Unrichtiges, da er als wichtige Quellen die Markgräfin und Böllnitz benutzt; ein schätzbarer Beitrag ist seine Übersicht über die Litteratur zur Geschichte Fr. Wilhelms im 5. Bande. Vollständig richtig wird dagegen der König schon in Bölit „Geschichte

der preussischen Monarchie“ beurteilt, es ist nur zu bedauern, daß von ihm nichts Ausführlicheres geboten wird.

Außerst wichtig für die Geschichte des Königs wurde das Werk von Förster „Fr. Wilhelm I“, nicht etwa seines kritischen Wertes wegen; die Darstellung ist breit und ohne richtigen Blick für die politischen und inneren Verhältnisse; aber er sammelte ein reiches Material und brachte neue und wichtige Aktenstücke, so die erste authentische Mitteilung des Wusterhausener und des geheimen Berliner Traktates, die wichtige Instruktion für das Generaldirektorium, die Mitteilung von 191 Marginalien des Königs; Förster fand auch die gesandtschaftlichen Berichte und die Korrespondenz des Feldmarschalls von Seckendorff, die auf die Beziehungen der Höfe Wien und Berlin ein so helles Licht werfen, auf dem Schlosse Meuselwitz, dem Stammsitze der Seckendorffs (siehe Band 2, Einl. 15), auf und druckte dieses wertvolle Material in seinem Werke ab.

Gestützt auf Förster suchte dann Schlosser in der „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ dem Könige die gebührende Würdigung zu verschaffen, doch spricht er noch von einer ganz willkürlichen Steuerbedrückung unter ihm. Eine Menge neuen Materials schaffte alsdann Ködenbeck herbei. Zu despotisch erscheint Fr. Wilhelm auch noch bei Biedermann „Deutschland im 18. Jahrhundert“ und bei Perthes „Deutsches Staatsleben vor der Revolution.“

Einen großen Fortschritt machte die Darstellung des Königs durch das Erscheinen der „Geschichte des preussischen Staates“ von Stenzel; das Material ist hier durch Benutzung aller gedruckten Quellen so reichhaltig, daß das Werk noch heute als ein Nachschlagebuch zu benutzen ist; aber zu einer richtigen Auffassung des Königs konnte Stenzel nicht gelangen, da er Pöllnitz und die Markgräfin als authentische Quellen benutzt, wie er denn überhaupt den innern Zusammenhang dieser Quellen noch nicht erkannt hat. Auf einem gleichen Standpunkte steht auch noch die in liberalem Sinne geschriebene „Geschichte des preussischen Staates“ von Eberly, und die konservativ gehaltene von Cosel, welche letztere manche bemerkenswerte Beiträge zum Militärwesen bringt.

Von populären Darstellungen mögen hier die von Pierson, Berner, Voigt und Zimmermann erwähnt werden.

Mit der alten Tradition brach zuerst vollständig Ranke in den „Neun Büchern preussischer Geschichte“; in dem Kapitel „Heer und Staat“ wird die Bedeutung Fr. Wilhelms zuerst richtig hervorgehoben: das Werk Rankes aber wurde seiner Zeit (1847, 48) nicht günstig aufgenommen, weil selbst das, was offenbaren Tadel verdient, von einer milden und günstigen Seite aufgefaßt wird; es wurde hauptsächlich von Zimmermann angegriffen.

In derselben Bahn folgte der Engländer Carlyle in seiner „History of Fredorik II“; dieser geistreiche Schriftsteller ist ein eifriger Bewunderer Fr. Wilhelms I und seiner Thätigkeit; er wird nicht müde, die vortreffliche Volkserziehung des Königs zu schildern, wie sie durch die militärische Dressur, die strenge Disziplin in allen Zweigen der Verwaltung und die konsequente Sparsamkeit ausgeübt wurde, und mit allerlei

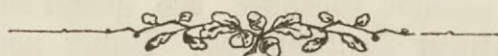
Wendungen und Vergleichen seinen Landsleuten deutlich zu machen, daß auch ihnen diese alte preußische Schule sehr nötig thäte; aber das Material Carlyles reicht andererseits wieder nicht über das von Förster und Preuß hinaus, den schon erschienenen Ranke hat er fast garnicht benutzt, so daß er heute nicht mehr ausreichend ist.

Ranke wird weit übertroffen von der „Geschichte der preußischen Politik“ Droysens, der das Urteil über Fr. Wilhelm I endgiltig festgestellt hat. Mit einer seltenen Ausführlichkeit und Treue werden hier die politischen Verhältnisse auf Grund erschöpfender archivalischer Forschungen dargestellt; es ist die erste genaue, aktenmäßige Darstellung der äußeren Politik Preußens; daneben wird auch die innere Geschichte nicht vergessen; der leitende Gedanke des großartigen Werkes ist: in Preußen liegt die Zukunft Deutschlands. Daher nennt der Welfe Otto Klopp ihn, aber auch Sybel und Häusser „kleindeutsche Geschichtsbaumeister.“

Für die Geschichte der inneren Verwaltung sind dann in der folgenden Zeit gediegene, aktenmäßige Arbeiten von Riedel, Beheim-Schwarzbach, Roscher, Schmoller und Stadelmann erschienen.

Als ein schlagendes Beispiel, wie ein eingehendes, systematisches Quellenstudium der Geschichte Fr. Wilhelms I von den alten traditionellen Vorurteilen zur richtigen Erkenntnis und Würdigung desselben führen muß, dienen die verschiedenen Arbeiten des hervorragenden Historikers Ludwig Häusser, eines Süddeutschen, dem man gewiß zunächst keine Vorliebe für preußisches Wesen zuschreiben wird. In seiner Rezension des Stenzelschen Werkes vom Jahre 1842 (Gesammelte Schriften 1, 103) bricht er noch sehr schroff über Friedrich Wilhelm I den Stab. Er lobt Stenzel, daß er frei sei von der „Vorussomanie unserer Tage“, von dem „Dithyrambenton des modernen Preußenthums“; er spricht von des Königs „grob materiellem Despotismus“, dem „Mangel alles Rechtsgefühls, sobald sein despotisches Bewußtsein ins Spiel kam“, der „greulichen Willkür des Soldatenkönigs, dem „Mangel aller höheren, geistigen und religiösen Anschauung“, seiner „elenden Soldatenspieleri“, seinem „unwürdigen Geize“ und von der „erbarmungslosen Unterdrückung seiner Unterthanen“. In der Rezension des Rankeschen Werkes (Augsburger Allgemeine Zeitung 1849) ist Häusser schon bedeutend milder. In der Kritik des Macaulayschen Essays über Friedrich den Großen (1859) ist er bereits ein warmer Verteidiger Friedrich Wilhelms geworden. Je mehr er also bei seinen Vorarbeiten für seine „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen“, die 1854 zu erscheinen anfing, in diese geschichtliche Materie eindrang, desto mehr kam er von seinem früheren Urteile zurück. Daher schreibt er schließlich in seiner Deutschen Geschichte 1, 44: „Während in Oesterreich unter der passiven Regierung Karls VI die Schöpfungen Eugens verfielen . . ., während die Regenten der einst blühenden Territorien den größten Exzessen der Versailler Nachahmung verfielen, sammelte hier (in Brandenburg) ein thätiger und wachsamer Fürst die Mittel künftiger Macht, füllte den Schatz, vergrößerte das

Heer, stellte in allen Zweigen der Verwaltung die größte Ordnung her, erleichterte die Lasten der Unterthanen, griff mit eiserner Hand durch, wo es Mißbräuche zu beseitigen, die Tragkraft des Staates zu steigern, Vorurteile zu beschneiden, die Beamten zu überwachen und anzuspornen galt . . . Am 31. Mai 1740 starb Fr. Wilhelm I. Sein Land zählte damals nicht mehr als 2 Millionen 240 000 Einwohner, aber es war wohlgeordnet, bildete ein starkes, festgeschlossenes Ganze, der Schatz war gefüllt, das Heer schlagfertig. Der Erbe dieser Macht war Friedrich II.“



Inhalt.

Benutzte Hülfsmittel	Seite	3
Einleitung	=	5
Faßmann	=	7
Martinière	=	10
Mauvillon	=	11
Friedrich der Große	=	12
Beneckendorf	=	16
Morgenstern	=	20
Pöllnitz	=	23
Die Markgräfin von Bayreuth	=	28
Das journal secret Seckendorffs	=	37
Voltaire, Thiébault, Mirabeau	=	42
Loen, Pauli, Buchholz, Cogniazo	=	47
Hormayr, Macaulay, Thiers	=	50
Litteratur zur Geschichte Friedrich Wilhelms I	=	53



Berichtigung: Seite 17, Zeile 9 von unten Martinière statt Faßmann.
= 29, = 9 = = galten = gelten.
= 35, = 4 = = vérité = vérté.

Berichtigung: Dies Seckendorff statt Seckendorf.